

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 20 (1916)

**Artikel:** Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen

**Autor:** Rütimeyer, L.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-111850>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.05.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen.

Von L. Rütimeyer, Basel.

Es gehört zweifellos zu den reizvollsten Aufgaben der vergleichenden Ethnographie und Volkskunde, nach mehr weniger tiefer Aufschürfung des heutigen Kulturbodens im eigenen Lande den Spuren nachzugehen, welche frühere an gleicher geographischer Region abgelagerte Kulturschichten zurückgelassen haben. Man wird dabei oft mit Erstaunen gewahr, wie dünn mancherorts die heutige Kulturdecke ist, die uns von frühern Sedimenten trennt. In diesen letztern finden wir denn oft Artefakte, geologisch würde man sagen Petrefakte, zu deren anderweitigem analogem Nachweis oft weite Reisen auf ganz andere, entlegene Schauplätze menschlicher Ergologie nötig wären, oder deren nächste Verwandte wir in den prähistorischen Sammlungen unserer Museen sehen. Sie zeigen uns, wie die menschliche Ergologie auf materiellem und geistigem Gebiete in verschiedenen Erdregionen und in verschiedenen Zeitaltern zu durchaus ähnlichen Manifestationen gelangt ist, sei es durch Wanderung von Objekten und Ideen, sei es durch lokale selbständige Entstehung. Solche Untersuchungen helfen auch dazu, in statistischer Weise das Inventar unserer schweizerischen Ethnographie allmählig zu vervollständigen, bevor dessen Archivstücke völlig verschwunden sind, was vielfach droht, und wir werden in unsern ethnographisch-volkskundlichen Sammlungen je länger je mehr von der Reichhaltigkeit dieses ethnographischen Gutes überrascht sein.

In unserer Schweiz ist es vor allem der Kanton Wallis, welcher bei der Nachforschung nach solchen alten und primitiven Kulturrelikten bei weitem das dankbarste Feld bietet und für den Prähistoriker und Ethnographen, den Folkloristen, Linguisten und Historiker, wie für den Naturforscher ein wahrhaft gelobtes Land darstellt. Mit Recht sagt schon Desor<sup>1)</sup> im Jahre 1855: „Le Valais est le pays des exceptions.

<sup>1)</sup> E. DESOR, Le Val d'Anniviers. Extrait de la REVUE SUISSE, Tome XVIII, Neuchâtel (1855).

Tout voyageur, qui a visité cette partie de la Suisse doit en rapporter le sentiment, que c'est de tous les Cantons de la Suisse le plus curieux et le plus intéressant.“

Im Wallis braucht oft nur sehr wenig tief geschürft zu werden, um die Spuren altertümlicher Ergologie zu finden, ja vielerorts liegen dieselben völlig frei zu Tage. Ich denke hier zunächst an die ganze nomadisierende Wirtschaftsform, die in vielen Hochtälern des Wallis heute noch betrieben wird. Der Eingeborne des Val d'Hérens oder des Val d'Anniviers z. B. betreibt mit gleicher Sachkenntnis im Sommer auf den höchsten Alpen in seiner Alphütte mit ihrer primitiven Einrichtung die Milchwirtschaft, Käsebereitung und Viehzucht, wie er in den mittleren Lagen sein Getreide baut für seine Nahrung, Hanf und Flachs für seine Kleidung, und wie er im viele Stunden entfernten Rhonetal seine Reben bearbeitet und seinen Wein keltert, was bis vor kurzer Zeit noch in den Bergdörfern geschah, indem die Trauben durch Maultiere in grossen Ledersäcken zur oft 1000 Meter hoch über den Reben gelegenen Weinpresse transportiert wurden. Dazu ist er vielfach sein eigener Handwerker; Leinwand und Wollstoffe werden im Hause gewoben, wobei die, die Wolle liefernden, eigenen Schafe mit einer Scheere geschoren werden, wie sie genau in gleicher Form uns aus Funden aus La Tène und der Römerzeit bekannt ist. Die Kleider werden aus den äusserst haltbaren, mit der Rinde von Nussbaumwurzeln gefärbten dunkelbraunen Tuchstoffen im Hause hergestellt. In manchen Hochtälern muss der Walliser noch ein Techniker, man möchte fast sagen Physiker sein, um auf ingenieure Weise durch Herstellung der berühmten Wasserleitungen, die die „Gletschermilch“ zu den sonnigen Hängen bringen, das jedem einzelnen Landbesitzer zum Gedeihen seiner Kulturen nötige Wasser während einer für jedes kleinste Besitztum festgesetzten Zeit zu sichern, ein Verfahren, wie ich es zu meiner Überraschung, allerdings in anderer Technik, in ganz gleichem Prinzip in den Palmengärten der Oase Figuig in Marokko durchgeführt sah.

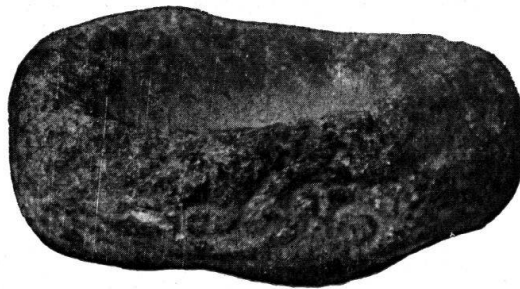
Die Familie lebt ebenfalls zum weitaus grössten Teil von der selbstproduzierten Nahrung: Milchprodukte, Käse, luftgetrocknetes Fleisch und Brot, bei dessen Herstellung sie unabhängig ist von den Schwankungen einer Getreidebörse oder eines Einfuhrtrustes, da wenigstens in den hohen Berg-

dörfern des Eringertales jeder ausreichend Korn pflanzt für seinen Bedarf. Das dunkle Kleienbrot, im Val d'Anniviers mit Mais und Kartoffelmehl versetzt, wird, nachdem das Getreide in ebenfalls altertümlichen Mühlen gemahlen ist, in Form flachgewölbter runder Kuchen gebacken, teils zu Hause, teils wie z. B. in Haudères, in der Mühle selbst. Die alle 3—4 Monate gebackenen Brote wurden früher mit jetzt ziemlich obsolet gewordenen Brotstempeln in Form kleiner vierkantiger Holzklötze, deren Seitenflächen hübsche alte Kerbschnittornamente und das Hauszeichen tragen (gegenwärtig auch meist nur die Initialen aufgeschnitzt) gestempelt und so den betreffenden Eigentümern, die jeder sein Mehl gebracht haben, zur Verfügung gehalten.



1. Brotstempel von Haudères bei Evolena. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Ein sehr altertümliches Gerät zur Brotbereitung fand ich im Lötschental, eine sogenannte Steinleibsera, von 1642



2. Steinleibsera, Lötschental, Blatten. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

datiert. Es ist das eine flache Mulde aus Stein, welche in einem 28 cm langen und 24 cm breiten scheibenförmigen ca. 10 cm dicken Stück Chloritschiefer in roher Weise ausgehöhlt ist und dazu diente, den Brotteig zu formen, der hier seine flache fladenartige Form erhält, aber nicht in der Leibsera gebacken wird. Seit langer Zeit gebraucht man nur noch hölzerne, oft mit Kerbschnittornamenten und Hauszeichen versehene tellerförmige, Holzleibseren. Der Name „Leibsera“, dieses eigentümlichen, sonst so viel mir bekannt nirgends

nachgewiesenen Gerätes, erklärt sich nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. Hoffmann-Krayer vielleicht aus dem Wort „Char“, welches schon althochdeutsch so lautete und Gefäß bedeutet, so Milch-Char, und welches



3. Holzleibsera, Blatten Lötschental. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

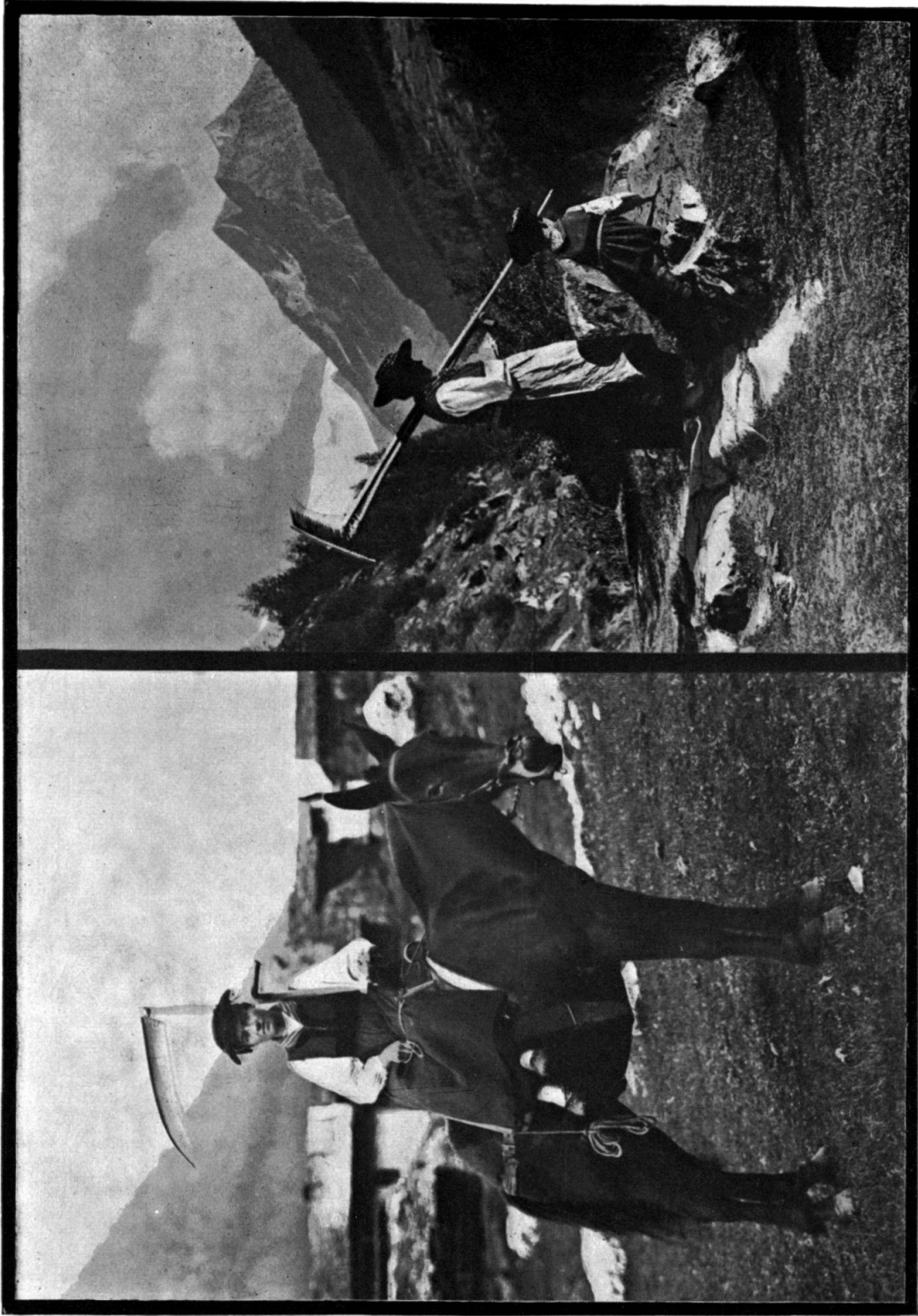
vielleicht durch dialektische Umwandlung in Leib-sère sich wandelte als Schüssel für den Brotlaib.

Von Nahrungsmitteln muss im Val d'Hérens nur gekauft werden Mais, Reis und Makkaroni, sowie der allerdings als Genussmittel geschätzte Kaffee und Zucker.

Man sieht, der Walliser Bergbewohner mit seinem nomadisierenden Leben und seiner altertümlichen Wirtschaftsweise, bei der fast alle Arbeitsspezialisierung fehlt, verdient vollauf den Namen eines „ganzen Mannes“, der durchaus auf eigenen Füßen steht! Er ist von den Schwankungen des kommerziellen Verkehrs viel unabhängiger als die Bewohner des Haupttales. Wenn die für die Bewohner des Val d'Anniviers vor zirka 70 Jahren zutreffende Bemerkung, dass die Familien in den einzelnen Speichern, die sie auf ihren verschiedenen Wohn-Etappen, Dorf, Mayen, Alpe und Rhonethal besitzen, Provisionen für 1—6 Jahre hätten und so auch den Ernährungsschwierigkeiten langer Kriege gewachsen wären, heute kaum mehr gelten mag,<sup>1)</sup> so habe ich mich doch selbst von den reichen Vorräten in Keller und Speicher, wie sie heute noch gebräuchlich sind, oft überzeugen können. Bei diesem System besteht weder grosser Reichtum noch bittere Armut, die Bewohner des Val d'Hérens sind, wie es mir ein alter Gemeindepräsident in philosophischer Weise ausdrückte: „Nous sommes riches en peu de besoins“.

<sup>1)</sup> Allerdings hörte ich noch im Frühjahr 1916 von einem Bergbauern im Val d'Anniviers sagen, er wäre in der Lage, mit seinen Speichervorräten die gesamte Einwohnerschaft seines Dörfchens 3 Monate lang zu ernähren!





Frauentracht des Val d'Hérens  
Cliché Jullien frères

Auch die Sprache ist altertümlich, indem die französischen Dialekte von Evolena und Zinal, wie ich einer freundlichen Mitteilung des Romanisten und Mitarbeiters am Glossaire romand, des Herrn Dr. F. Fankhauser in Winterthur entnehme, die archaistischsten der Westschweiz sind und viele Züge zeigen, die dem Altfranzösischen des 12.—13. Jahrhunderts entsprechen.

Ein glücklicher volkskundlicher Konservatismus der walliser Bergleute trägt dazu bei, dass diese ursprünglichen Zustände, die so recht das Milieu der hier noch lebenden archaistischen Geräte und Gebräuche bilden, der andringenden Neuzeit nur langsam weichen. Das trifft im Tal von Evolena besonders auch zu für die so überaus malerische Frauentracht, welche hier im Gegensatz zu fast allen übrigen Schweizertrachten noch in ihrer ganzen malerischen Schönheit festgehalten wird. Für den Freund schweizerischer Volkskunde gibt es wohl kaum ein anmutigeres Bild als eine hübsche, auf ihrem prächtigen Maultiere über die sonnigen, von der Gletscherpracht des Col d'Hérens und der Dent Blanche überstrahlten Mayens zur Feldarbeit reitende Evolenerin, oder die sonntägliche Prozession nach der Kirche in Evolena. Glücklicherweise ist dieses Festhalten an der Tracht bei den Frauen fest begründet in der hier volkskundlich besonders verdienstlichen weiblichen Eitelkeit; sagten mir doch zwei Frauen, denen ich meine Freude ausdrückte, dass sie ihrer Tracht noch so treu geblieben waren, wie ich dies bei meinem ersten Besuche ihres Tales etwa vor 35 Jahren konstatiert hatte: „Oh, nous savons, que nous sommes bien moins laides comme ça que dans les blouses de la ville!“

Es mögen nun aus diesem hier nur sehr lückenhaft skizzierten Kulturboden, dessen Archaismen dem aufmerksamen Beobachter sofort in die Augen springen, einige ergologische Objekte enthoben werden, die heute noch oder vor kurzer Zeit benützt, mehrfach interessante prähistorische und ethnographische Parallelen darstellen. Die geographischen Regionen, in denen ich sie gefunden, sind vor allem Val d'Hérens, Val d'Anniviers und das Lötschental.

#### Eigentums- oder Hauszeichen.

Über die zweifellos uralten menschlichen Einrichtungen des Eigentums- oder Hauszeichens sowie die Kerbhölzer in der Schweiz, soweit sie noch jetzt oder vor kürzerer Zeit in

Gebrauch standen, finden wir eine Übersicht in der vortrefflichen und bekannten Monographie von Stebler<sup>1)</sup> über diesen Gegenstand.

Die Eigentums- und Hauszeichen haben sich in der Schweiz, früher weit verbreitet, gegenwärtig meist ins Gebirge zurückgezogen. Sie bestehen aus Punkten und Strichen, deren Zusammensetzung oft auch einen Gegenstand wie Stuhl, Tragsattel etc. darstellt, ohne dass im übrigen damit eine besondere Beziehung zum Besitzer ausgedrückt werden sollte. Sie werden statt des Namens des Besitzers angebracht auf Häusern, Haushaltungs- und Feldgeräten, Schachteln und andern Gebrauchsgegenständen und stellen, wie Stebler sagt, die zahlreichen Eigentums- und Besitzzeichen dar. Auch bei öffentlichen Bekanntmachungen werden sie noch verwendet, wie mir im September 1915 ein Anschlag am Gemeindehaus in Ferden bewies, wobei die zur Vornahme eines Gemeindewerkes aufgebotenen Familienväter auf dem Schriftstück nicht mit ihren Namen, sondern mit ihren Hauszeichen aufgeführt wurden. Das Hauszeichen vererbt sich vom Vater auf den jüngsten Sohn; auch die andern Söhne können es übernehmen, müssen aber ein Beizeichen dazu setzen in ganz ähnlicher Weise wie dies Andree<sup>2)</sup> beschreibt für die Ostjaken und Westjaken.

Diese Eigentumszeichen sind zweifellos eine uralte und weit verbreitete Gepflogenheit, über deren Verbreitung über die Erde die Arbeit von Andree guten Aufschluss gibt. Die Spuren dieses Gebrauches finden wir übrigens auch noch mitten in unserer Kulturwelt, wo gewisse Warenzeichen, Marken der Steinmetze, Holzfäller etc. auch in dieses Kapitel gehören. Wir sehen diese Eigentumsmarken in allen vier andern Weltteilen weit verbreitet bei mehr oder weniger primitiven Völkern, so bei Nomadenstämmen, wo sie bei den Arabern und Beduinen unter dem Namen „Wesm“ bekannt sind und auch als Kollektivmarke ganzer Stämme, nicht nur als individuelle Marke an Gebäuden, Felsen etc. angebracht werden; wir finden sie bei Jägervölkern ziemlich über die ganze Erde bei Stämmen der Südsee, Amerikas, Afrikas, der Arktis verbreitet als Eigentumsmarken besonders

<sup>1)</sup> G. STEBLER, Die Hauszeichen und Tessen der Schweiz. SCHWEIZ. ARCHIV F. VOLKSKUNDE Jahrg. 11 (1907), p. 165. — <sup>2)</sup> ANDREE, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. N. F. (1889), p. 81.

auf Waffen, nach denen in Zweifelsfällen über das Eigentumsrecht eines erlegten Wildes entschieden wird. So hat neuerdings auch Merker<sup>1)</sup> eine interessante Übersichtstafel gegeben über die Eigentumszeichen, welche die Masai in Form einfacher eingekelter Linien an Spitze und Dorn ihrer Pfeile aus Metall und Holz anbringen, und Frobenius<sup>2)</sup> meldet dasselbe von den Pfeilen der Sosso in Togo. Nicht nur totes, auch lebendes Eigentum wie Vieh wird von den Beduinen wie bei den Wallisern mit solchen in die Ohren eingeschnittenen Eigentumsmarken versehen.

Diese heute als ziemlich global nachweisbar primitive Ergologie existierte wohl auch zweifellos schon in der Prähistorie, und man darf wohl unbedenklich mit Verworn<sup>3)</sup> u. A. annehmen, dass gewisse Einkerbungen, die man vom Aurignacien an auf paläolithischen und neolithischen Knochenartefakten wie Lanzen und Harpunenspitzen, auch auf Dolmenblöcken findet, als Eigentumszeichen die gleiche Bedeutung hatten. Verworn nimmt auch an, dass gewisse Zeichen auf Höhlenwänden, wie z. B. in Altamira, so zu deuten seien. Sie finden sich auch auf Metallobjekten der Bronze- und Hallstattzeit als eingekerbte Marken.

### Kerbhölzer (Tesslen).

Wir verstehen unter Tesslen mehr oder weniger lange, meist flache Holzstäbe, auf denen die Hauszeichen und andere Einkerbungen eingeschnitten sind, durch welche gewisse Verhältnisse normiert werden. Wir können in Anlehnung an die Einteilung von Stebler auch im Wallis 3 Hauptarten von Tesslen unterscheiden:

1. Tesslen zum Aufgebot und zur Regelung gewisser Pflichten (Kehrtesslen).
2. Tesslen zur Kontrolle gemachter Leistungen und zu Abrechnungen.
3. Tesslen zur Dokumentierung gewisser Rechte, also hölzerne Dokumente.

In den französisch sprechenden Hochtälern des Wallis sind die Tesslen meist nicht mehr im Gebrauch seit zirka

<sup>1)</sup> MERKER, Die Masai (1904), p. 237, Taf. 5 und 6. — <sup>2)</sup> FROBENIUS, Und Afrika sprach. Bd. 3 (1913), p. 626. — <sup>3)</sup> VERWORN, Die Anfänge des Zählens, CORRESPONDENZBLATT DER DEUTSCHEN GES. F. ANTHROP., ETHN. UND URG. 42 (1911), p. 53.

30 Jahren; wohl zuletzt scheinen sie noch im Val d'Hérens gebräuchlich gewesen zu sein vor noch 12—20 Jahren. Noch früher sind sie in andern Tälern obsolet geworden, so dass Gabbud<sup>1)</sup> in Lourtier vom „bon vieux temps du bois“ spricht. Immerhin war es mir im Val d'Hérens noch möglich, eine Anzahl von tachéras, in Bagnes hiessen sie tasserass (lat. tessera, die Marke), für unsere Sammlung zu sichern. Im Lötschental allerdings werden einzelne Tesslen heute noch gebraucht. Dieselben gehören der grossen Mehrzahl der oben genannten zweiten Kategorie an, indem durch gewisse Einkerbungen auf denselben die Leistungen der Kühe, resp. ihr Besitzer, an Milch während der Alpzeit vermerkt wurden, was dann die Basis der Abrechnung ergab. Jede tachéra ist natürlich auch mit ihrem Hauszeichen versehen. Diese tachéras haben eine Länge von zirka 30 cm bis über 1 m, eine Breite von zirka 3 cm und besitzen meist einen rechteckigen Querschnitt; sie sind vorzugsweise aus Tannenholz gemacht. Auf diesen Tesslen wurden nun die Milcherträge durch gewisse Zeichen, wie Striche, Punkte, Kerben eingeschnitten (Fig. 4). Die heute nur noch von alten Leuten bekannten Maasse waren im Val d'Hérens:

Loëtan = 6 l. = kräftige, strichförmige, über die ganze  
(= huitain) Breite der Tessle gezogene gerade  
Kerbe.

Chezan = 3 l. = 2 parallele Striche, beidseits etwas  
auch seizan (= sixain) schief verbunden.

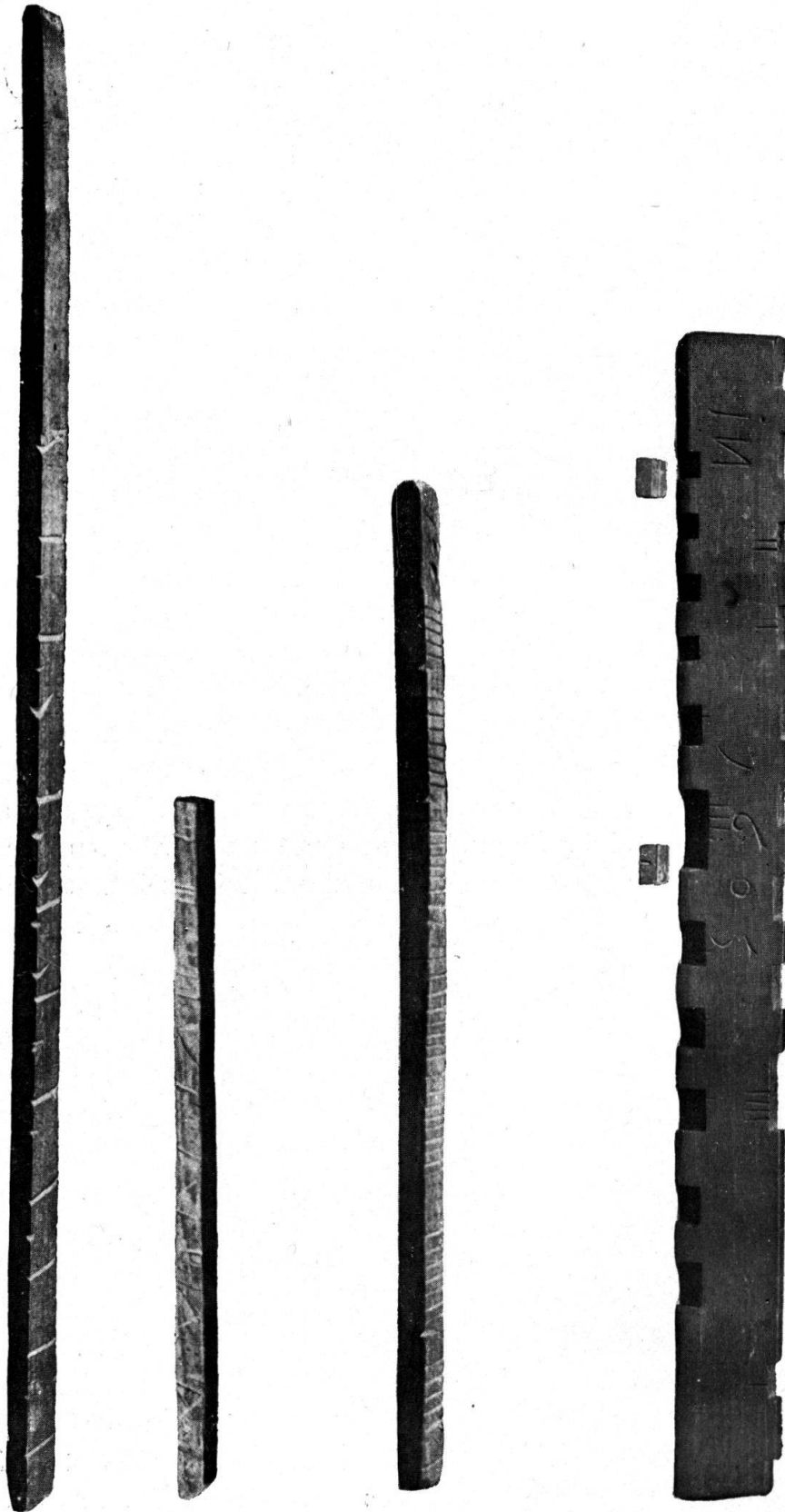
Motta = 1½ l. = dreieckige Einkerbung auf der Kante  
der Tessle.

Cuillerée = 1¼ dl. = eingekerbter runder Punkt.

Eine andere, seltener mehr vorkommende Tessle ist die der obigen Kategorie 3 angehörende tachéra de fonds (Fig. 5). Es besagt diese, im täglichen Maasse in cuillerées ausgedrückt, den Anteil des Terrains, welches ein Alpgenosse an der Alpe hat. Jeder Abschnitt des Terrains kann ein bestimmtes Maass Milch liefern, dessen Grösse auf der tachéra de fonds eingekerbt ist. Diese sind also eine Art Grundbuch der Alp, ein Eigentumstitel.

Der gleichen Art von Tesslen gehören im Lötschental die sogen. Alpscheiter an, von denen ich ein schönes Stück

<sup>1)</sup> GABBUD, Au bon vieux temps du bois, SCHWEIZER VOLKSKUNDE (1913) p. 80. Vergl. auch LUCHSINGER, ARCHIV (1915), p. 169—170.



4. Tachéra, Milchtessle  
aus dem Val d'Hérens.

5. Tachéra de fonds,  
Val d'Hérens.

6. Alpscheit v. 1605, mit  
2 Einlegetesslen aus  
Kippel, Lötschental.

Sammlung für Völkerkunde, Basel.

von 1605 erwerben konnte (Fig. 6). Sie sind seit 50—60 Jahren nicht mehr im Gebrauch und bestanden aus bis 2 m langen Stücken Holz mit dreieckigem Querschnitt. An den Kanten sind je nach der Grösse der Alp und der Alpberechtigten eine Reihe sorgfältig ausgeschnittener Lücken, jeder Ausschnitt von verschiedener Grösse, in welche genau die Beitesslen oder Einlegetesslen passen, die keilförmig diese Lücken ausfüllen. Jede Beitessle repräsentiert ein Alprecht. Auf dieser und der entsprechenden Stelle des Alpscheites sind die Hauszeichen, sowie auf der Beitessle noch die einzelnen Kuhrechte eingekerbt. Das Alpscheit blieb in Verwaltung des Alpvogtes als Vertreter der Gemeinde, die Beitesslen behalten die Kuhbesitzer als Gülden sorgfältig auf und weisen sich bei Befahrung der Alp damit für die Anzahl ihrer Kühe aus. Mit diesen hölzernen Dokumenten war jeder Betrug ausgeschlossen. Gegenwärtig sind wie gesagt die Alpscheiter obsolet und ersetzt durch die heute noch gebräuchlichen Krapfentesslen, eine weithin in Europa wenigstens früher verbreitet gewesene Tesslenform. Die Krapfentessle besteht aus einem flachen

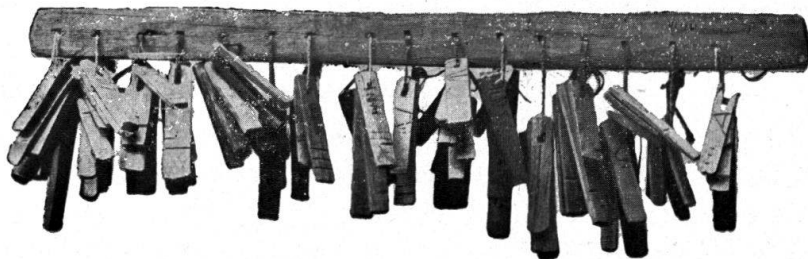


7. Krapfentessle aus Kippel, Löt-schental. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

9—10 cm langen und  $2\frac{1}{2}$  cm breiten Knebel aus Hartholz, der oben ein Loch hat, um an einer Schnur aufgehängt zu werden, und am andern Ende einen Ausschnitt zeigt, welcher die Beitessle darstellt, die aber genau in jenen Ausschnitt passen muss (Fig. 7). Durch jene Kerben, welche über die Beitessle und Krapfentessle gezogen werden, wird die Anzahl der Kuhrechte dokumentiert. Die Krapfentesslen behält an einer Schnur aufgereiht der Alpvogt, die Beitessle der Eigentümer, der diese oft einen Wert von Tausenden von Franken repräsentierenden Hölzchen sorgfältig in oft hübsch geschnitzten Schachteln aufbewahrt. Durch diese noch einfachere Tesselform ist ebenfalls jeder Betrug unmöglich.

Zur gleichen Kategorie gehören auch die heute noch gebräuchlichen, von Prof. Hoffmann-Krayer und Frl. Goldstern in Feschel bei Leuk gesammelten und anscheinend noch nicht beschriebenen Wassertesslen unserer Basler Sammlung für Völkerkunde. Es sind dies ziemlich lange Stäbe, in die Löcher gebohrt sind, bei unserm Exemplar 16, in denen die einzelnen Hölzchenbündel, welche die Einzelwasserrechte für 20-stündige Bewässerung eingekerbt enthalten, eingehängt

werden. Jedes dieser kleinen Tesselhölzchen enthält neben dem Hauszeichen die Zahl der Stunden, welche dem Eigentümer Recht auf das allgemeine Gut, das Wasser, geben, welches wie die Alpe Kommunalbesitz ist. Eine starke Querkerbe über die Tessle bedeutet 4 Stunden, ein halber Strich 2 Stunden, 1 Punkt 1 Stunde, 1 Haarstrich 20 Minuten Recht auf Bewässerung.



8. Wassertessle von Feschel. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Tesslen der ersten Kategorie, also Kehrtesslen, die zu bestimmten Pflichten herumgeboten werden, habe ich selbst keine gefunden, wohl aber bedeutet die oben genannte mit dem Hauszeichen versehene Aufforderung der Männer zum Gemeindewerk in Ferden im Lötschental eine Kehrtafel. Eigentliche Kehrtesslen sind z. B. die von Am Herd<sup>1)</sup> aus Ulrichen beschriebene Barentessle, die zum Aufgebot bei der Bärenjagd diente, sowie eine seiner Zeit von Herrn Pfarrer Iselin in Riehen in Ulrichen gesammelte und dem historischen Museum übergebene Kehrtessle, die von 1388—1809 im Gebrauch war zum Aufgebot zum „Kalten Kreuzgang“. Dabei mussten nach den Angaben des Donators alle Jahre in den ersten Wochenfasten 9 Männer von Ulrichen nach Glis unter Abbeten des Rosenkranzes wandern, um Befreiung von dem bösen Nordwind zu erlangen. Eine weitere beschreibt Stebler, „die Nachtwachtessle“ der Gomser, wobei der Nachtwächter mit einem, mit der Reihenfolge der Hauszeichen versehenen Kerbstab, in der Nacht an die Haustüre desjenigen klopft, welcher die nächste Nacht zu wachen hat, wobei das Kerbholz von Hand zu Hand wandert, also ein richtiger Botenstab.

9. Tessle v. Ulrichen z. „Kalten Kreuzgang“ gebraucht. Hist. Mus., Basel.

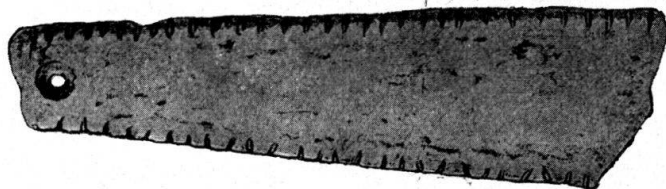
<sup>1)</sup> AM HERD, Denkwürdigkeiten von Ulrichen (1879), p. 191.

Wir haben also in den Tesslen Einrichtungen zu sehen, welche Zahl und Schrift ersetzen und so in früherer Zeit für des Lesens und Schreibens unkundige Bevölkerungen Dokumente von grösster Wichtigkeit darstellten, auf denen ein guter Teil ihres wirtschaftlichen Lebens basierte. Es unterliegt aber kaum einem Zweifel, dass der Ursprung dieser Schrift- und Zahl-Substitute viel weiter zurückgeht in prähistorische Zeitepochen, in denen überhaupt noch weder Zahl noch Schrift existierten. Sie sind wohl sicher als archaistische Relikte anzusehen. Es erscheint deshalb nicht verwunderlich, wenn manche Gelehrte diese Art menschlicher Gedanken- und Willensmitteilung, diese Schreibsubstitute, schon in alte prähistorische Zeit, ins Paläolithicum verlegen. Verworn<sup>1)</sup> geht so weit, dass er sagt, dass die Rechnung mit Kerbhölzern, wie sie in der Schweiz und andern Ländern an einzelnen Orten noch vorkommt, bis heute unter der alten Form mit den alten paläolithischen Symbolen geschieht, wobei er an die schon im Aurignacien vorkommenden, den römischen Zahlen I V und Y gleichenden Zeichen denkt.

Wenn wir vielleicht auch nicht so weit gehen, so erscheint uns doch die Annahme, dass von unsern Botenstäben und Tesslen direkte, nie unterbrochene Fäden bis zu gewissen paläolithischen Kerbknochen durch die Jahrtausende und Jahrzehntausende sich in die Tiefe senken, eine Annahme, die auch durch mannigfache ethnographische Parallelen gestützt wird, durchaus gerechtfertigt. Schötensack<sup>2)</sup> berichtet ebenfalls über solche eingeritzte Zeichnungen aus Laugerie-basse, die in ihrem ganzen Charakter und ihren Figuren — Rhomben, Streifen, blattförmige Gebilde — an die Gravierungen auf australischen Botenstäben erinnern. Und vollends haben die von Verworn abgebildeten Kerbknochen mit ihren eingeritzten Zeichen eine derartige Ähnlichkeit mit unseren Kerbhölzern, dass wir sie wohl mit irgend einer Kategorie unserer Tesslen vergleichen dürfen, handle es sich nun um Eigentumsmarken der Jäger oder um irgend ein Abrechnungszeichen, vielleicht bei Teilung der Jagdbeute. Wir finden überhaupt bei Durchsicht der grossen Tafelwerke von

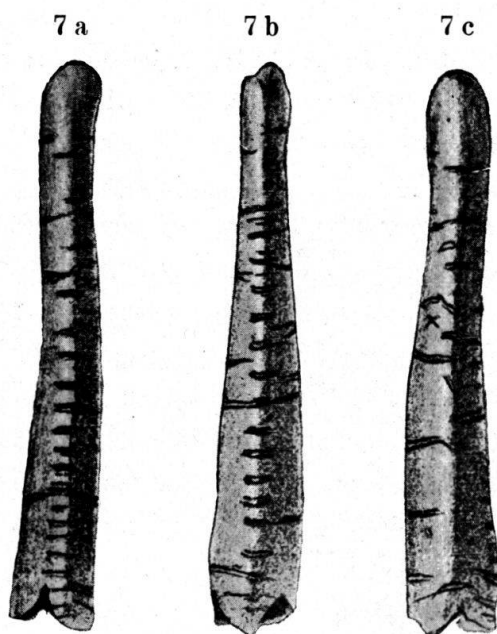
<sup>1)</sup> MR. VERWORN, Die Anfänge des Zählens, KORRESPONDENZBLATT DER DEUTSCH. GES. F. ANTHROP., ETHNOL. UND URGESCH. 42 (1911), p. 53. — <sup>2)</sup> O. SCHÖTENSACK, Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen, ZTSCH. F. ETHNOL. Bd. 33 (1901), p. 143.

Piette<sup>1)</sup> und Girod et Massénat<sup>2)</sup> über paläolithische Skulpturen, Ornamentik und Gravüren eine Menge von Objekten aus Rentierhorn oder Knochen, die derart mit Strichen und Einkerbungen verschiedener Art und Länge, einzelne auch mit Löchern zum Aufhängen, ganz ähnlich wie z. B. bei der Krapfentessle, versehen sind (Fig. 10), dass die Erklärung der-



10. Paläolithische „Knochentessle“ mit Loch zum Aufhängen, Laugerie-basse, Magdalénien, GIROD ET MASSÉNAT, pl. IX, Fig. 3.

selben als Kerbknochen oder Knochentesseln äusserst nahe liegt. Es sind meist flache, falzbeinartige Knochenstücke; aber auch andersgeformte kommen vor, wie ein dreikantiger bei Girod et Massénat abgebildeter Kerbknochen aus Laugerie-basse, der mit Strichen verschiedener Länge versehen ist, die teils nur eine Seitenfläche, teils beide einnehmen, daneben



11. Paläolithische „Knochentessle“, Laugerie-basse, „Os couvert de traits et d'encoches“, GIROD ET MASSÉNAT, pl. X, Fig. 7 a, b, c.

<sup>1)</sup> E. PIETTE, *L'art pendant l'âge du Renne*, Paris (1907). — <sup>2)</sup> GIROD ET MASSÉNAT, *Les Stations de l'Age du Renne dans les Vallées de la Vézère et de la Corrèze. Laugerie-basse. Industrie, Sculptures, Gravures*, Paris (1900).

nur Einkerbungen der Kante, auch ein  $\times$  förmiges Zeichen ist da, kurz, Kerbungen, die in ihrer offenbar gewollten Verschiedenheit durchaus an unsere Tesslen erinnern und hier allerdings keine Milchmasse, wohl aber vielleicht die verschiedenen Arten von Jagdbeute bezeichneten (Fig. 11).

Andere Knochen weisen wieder neben Einkerbungen am Rand Figuren wie ein römisches V, Punkte und verschiedene lange Striche auf. Auch aus der Schweiz, z. B. aus dem Kesslerloch, sind solche Kerbknochen bekannt und von Nüesch abgebildet, wo z. B. über ein Stück Rentierstange Kerben von verschiedener Länge eingeschnitten sind.

Andere cylindrische Knochen oder Stangenstücke sind dann wieder mit eingeritzten Ornamenten versehen, die in der Tat an Einritzungen australischer Churingas und Botenstäbe, auch an Decor von Bumerangs erinnern. Besonders spielen, wie schon Schötensack hervorgehoben, rhombische Figuren, auch das Wolfszahn- oder Chevron-Ornament eine Rolle.

Eine Parallele, wohl ein ethnographischer Schlüssel zu manchen der genannten paläolithischen Kerbknochen wäre das von Martin<sup>1)</sup> beschriebene Kerbholz der juganischen Ostjaken, auf dem namentlich die Jagdbeute verzeichnet ist. Kleine Kerbe geben die Zahl der erlegten Hasen, grössere die Füchse an etc. Eine direkte schweizerische Parallele hiezu sind die von Stebler<sup>2)</sup> von Münster (Wallis) beschriebenen Schärtesslen, wo jede von den Bürgern getötete Schärmaus auf Tesslen eingekerbt wird. Diese Schärtesslen werden vom Gewalthaber an einer Schnur aufgereiht, aufbewahrt und am Ende des Jahres zur Verrechnung von 10 Cts. pro Stück Schärmaus verwendet. Auf die Bedeutung mancher jener Kerbknochen als Kerbhölzer im heutigen Sinne des Wortes deutet namentlich auch, wie Verworn mit Recht hervorhebt, der Umstand hin, dass einzelne Zeichen und Zeichengruppen ausradiert und durch neue ersetzt sind, was eben auf Rechnen mit diesen Zeichen deuten dürfte, genau wie wir es bei manchen heutigen Tesslen sehen, die nach erledigter Verrechnung abgehobelt werden, um neuen Kerben Platz zu machen.

Vielleicht finden wir, um das gleich hier vorwegzunehmen, auch für den Botenstab oder seine nahe Verwandte,

<sup>1)</sup> MARTIN, Forschungsreisen zu den juganischen Ostjaken. GLOBUS Bd. 72 (1897), p. 233. — <sup>2)</sup> STEBLER l. c. p. 180.

die australische Churinga, eine schweizerische prähistorische Parallele in einem merkwürdigen 21 cm langen beidseits an den Enden abgebrochenen drehrunden Stab, dessen Umfang ca. 5,3 bis 6,8 cm beträgt. Derselbe ist an der Oberfläche leicht verkohlt und entstammt dem bronzezeitlichen Pfahlbau Mörigen am Bielersee, woher er der Gross'schen Sammlung zukam, die sich jetzt im Landesmuseum in Zürich befindet. Er wurde wie ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. Gross entnehme, in Mörigen von einem Fischer gefunden, der diesem bis jetzt anscheinend für die Schweiz einzigartigen Fund gar keine Bedeutung beigelegt hatte. Herr Prof. Senn, Direktor des botanischen Gartens in Basel, hatte die grosse Freundlichkeit, für die ihm auch hier der beste Dank gesagt sei, auf meine Bitte die botanische Natur des Holzes so genau wie dies möglich war, festzustellen. Es handelt sich demnach um das Holz von Evonymus, des Spindelbaums.

Ich lasse bei dem Interesse der Sache sein Gutachten hier in Extenso folgen:

Bericht über die botanische Natur des skulpturierten Stabes aus dem Pfahlbau im Bielersee.

„Das Holz ist relativ gut erhalten und lässt sich mit dem Rasiermesser, besonders nach Durchtränkung mit Glycerin, leicht schneiden. Von der anatomischen Structur sind nur noch die Zellumrisse zu erkennen, diese allerdings recht deutlich. Dagegen kann die Membranstructur der einzelnen Holzelemente nicht mehr festgestellt werden, speziell nicht die Art der Verdickung der Gefässwände, ein Umstand, der die Bestimmung des Holzes sehr erschwert. Eau de Javelle bleicht das Holz etwas, lässt aber die Einzelheiten nicht besser erkennen. Bei Behandlung mit dem Schultze'schen Macerationsgemisch, das die Structur der Pflanzenreste der Steinkohle deutlich zum Vorschein bringt, wird das vorliegende Pfahlbauholz sehr stark angegriffen und z. T. in einen fettartigen, in Äther und in Chloroform löslichen Körper verwandelt, nach dessen Entfernung nur noch zarte strukturlose Membranen zurückbleiben.

Gute Quer- und Längsschnitte beweisen, dass man es nicht mit einem Tannen-, resp. Gymnospermen-Holz, sondern mit einem Dicotylen-Holz zu tun hat, dessen Gefässe durch den ganzen Jahreszuwachs gleichmässig verteilt sind. Da diese einen relativ kleinen Durchmesser aufweisen, handelt es sich

um ein feinporiges und zerstreutporiges Holz. Die Markstrahlen liegen ziemlich nahe beisammen und sind ausnahmslos einreihig, mit durchschnittlich neun übereinander liegenden Zellen, welche ungefähr doppelt so hoch als breit sind. Die genauen Zahlen sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt:

Durchmesser der Gefässe	21 — 34 — 47 $\mu$
Markstrahlzellen im Lichten	7,5 — 13 $\mu$ breit
	13,0 — 28,0 $\mu$ hoch.
Seitliche Entfernung der Markstrahlen von einander	47—102 $\mu$ .

Bei der Einreihigkeit der Markstrahlen des Pfahlbauholzes fallen die meisten unserer einheimischen Nutzhölzer ausser Betracht, so auch der Buchs, dessen Querschnitt, besonders was die Weite und Verteilung der Gefässe betrifft, recht gut mit dem Pfahlbauholz stimmt.

Von einheimischen Hölzern mit einreihigen Markstrahlen kommen wegen zu grosser Gefässweite ebenfalls nicht in Betracht: *Salix*, *Juglans*, *Alnus*, *Castanea*, *Diospyros*. In die engere Wahl fallen von einheimischen: *Cotoneaster*, *Evonymus*, *Cistus*, *Daphne*, *Punica*, *Rhododendron* und *Viburnum*, von mediterranen: *Cistus*, *Punica*, *Aesculus*, *Viburnum Tinus*, *Nerium Oleander*, von nordamerikanischen: *Hamamelis* und *Amorpha*.

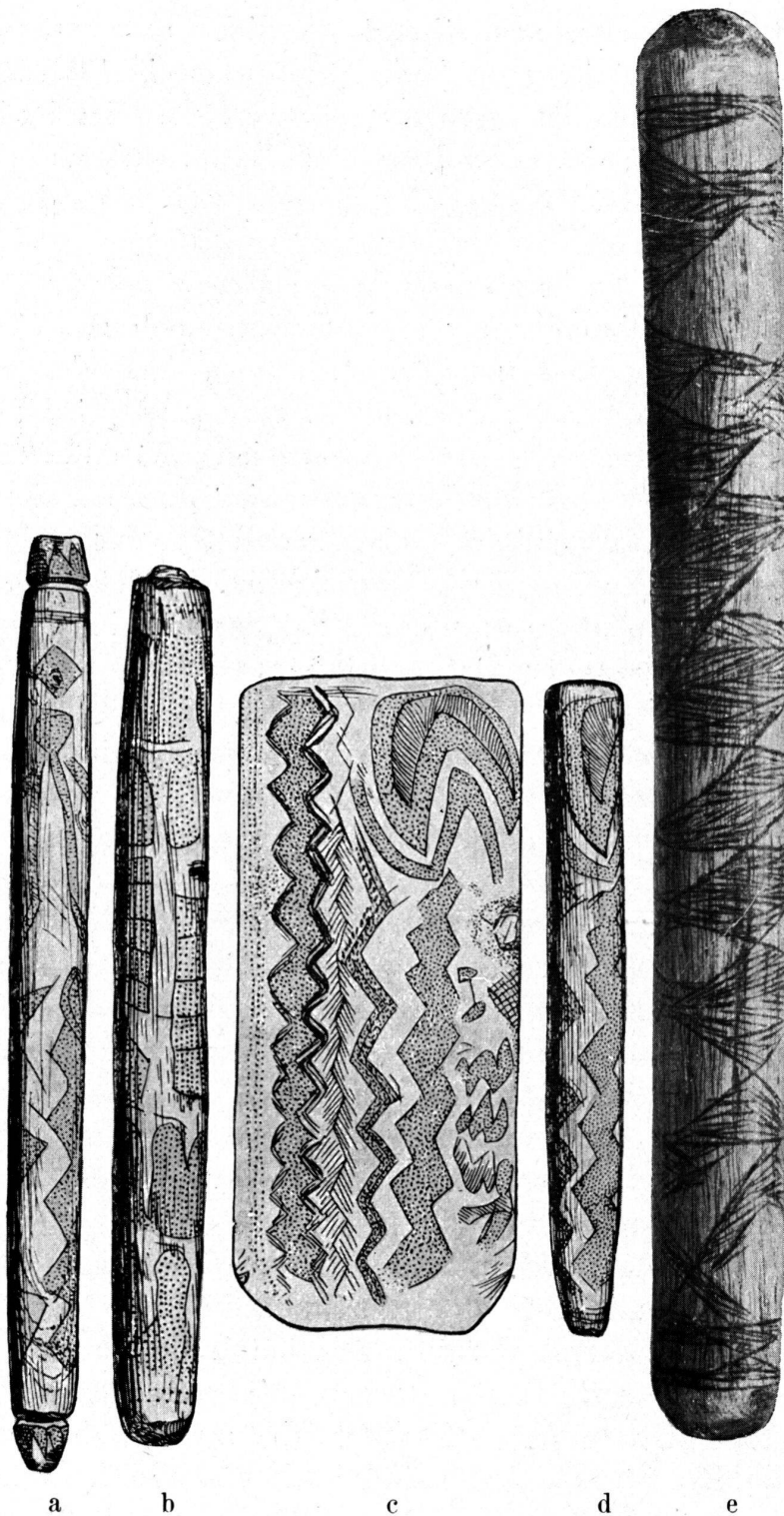
Unter allen stimmt das Holz von *Evonymus* in der Weite der Gefässe, der Verteilung, Gestalt und Grösse der Markstrahlen und ihrer Zellen am besten mit dem Pfahlbauholz überein. Ein gewisser Unterschied besteht allerdings in der Verteilung der Gefässe innerhalb eines Jahresringes, indem sie im Pfahlbauholz völlig gleichmässig verteilt, in dem von mir untersuchten Ast von *Evonymus* dagegen im Herbstholz etwas seltener sind als im Frühholz. Da dies aber nicht einmal in allen durch den gleichen Ast geführten Schnitten der Fall war, sondern stellenweise auch eine gleichmässige Verteilung der Gefässe innerhalb der Jahresringe von *Evonymus* konstatiert werden konnte, glaube ich diese kleine Verschiedenheit auf Einflüsse des Standortes zurückführen zu können. Der Pfahlbau-Stab besteht demnach aus dem Holz von *Evonymus*. Ob es von dem mediterranen *E. verrucosa* oder von den bei uns einheimischen Arten *E. europaea* oder *E. latifolia* stammt, kann nicht mit völliger Sicherheit entschieden werden. Das von mir untersuchte

Präparat von *E. europaea* stimmt allerdings am besten mit dem Pfahlbauholz überein, doch könnte das ein Zufall sein. Immerhin ist es durchaus möglich und in hohem Grade wahrscheinlich, dass das Holz, aus welchem der Pfahlbau-Stab besteht, nicht weit von dessen schweizerischem Fundort gewachsen ist.

Es ist noch zu erwähnen, dass das Holz des Evonymus oder des Spindelbaumes auch heutzutage noch zu feineren Drechslerarbeiten und zur Herstellung von Ladestöcken, Pfeifenrohren, Zahnstochern u. dergl. verwendet wird (vergl. Miesner, Die Rohstoffe des Pflanzenreichs, II. Aufl. 2. Bd. S. 967). Das Holz des Spindelbaumes wird dort als ziemlich hart, aber gut schneidbar, meist ziemlich schwer, schwerspaltig und von geringer Dauer bezeichnet. Die letzterwähnte Eigenschaft kann aber jedenfalls nicht dagegen ins Feld geführt werden, dass der Pfahlbaustab aus Evonymusholz bestehe. Denn es ist sehr wohl denkbar, dass ein bei Luftzutritt rasch zerstörbares Holz unter den günstigen in einem Moor- oder Seeboden realisierten Bedingungen ebensolange erhalten bleiben kann, als ein an und für sich dauerhafteres Holz.“

Die Abbildung dieses merkwürdigen Fundstückes (s. Fig. 13 a. S. 302), die ich der Freundlichkeit der Direktion des Landesmuseums verdanke, die mir das Original zur genauern Untersuchung überliess, sowie derjenigen des Herrn Dr. F. Sarasin, der den Stab photographierte, zeigt, dass derselbe über und über mit Ornamenten oder konventionellen Zeichen in feinem Kerbschnitt, respektive in Einritzung bedeckt ist. Es sind namentlich schraffierte Rhomben, Dreiecke und Zickzacklinien, die durch Querbänder in gewisse Einzelgruppen geteilt sind. Die erste Ansicht dieses Stabes in seiner Abbildung im Werke von Gross,<sup>1)</sup> der ihn als „bâton de parade“ oder „insigne de chef“ darstellte, erweckte in mir die Frage, ob es sich hier nicht um eine Parallele der australischen Botenstäbe handeln könnte. Diese sind ja ebenfalls als zylindrische mit Kerbschnitt-Figuren und Ornamenten bedeckte Holzstäbe gefertigt, und in der Tat zeigt sich in der Art der Zeichnungen solcher australischer Botenstäbe, wie schraffierte Rhomben und Dreiecke, auch Zickzacklinien, manche Übereinstimmung (Fig. 12).

<sup>1)</sup> V. Gross, Les Protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et de Neuchâtel. Berlin (1883), p. 101 u. Taf. XXXIII Fig. 2.



12 a—d. Westaustralische Botenstäbe, perspektivisch und aufgerollt.  
 e. Westaustralischer Botenstab. Sammlung für Völkerkunde, Basel.  
 a—d. Sammlung für Völkerkunde, Leipzig, nach WEULE<sup>1)</sup> Taf. I.

<sup>1)</sup> K. WEULE, Botenstäbe bei den Buschmännern. JAHRBUCH D. STÄDT. MUSEUMS F. VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG. Bd. 6 (1915), p. 42.

Letztere weisen allerdings auch vielfach bei unserem Stab fehlende Objekte der äussern Natur auf wie den Bumerang, Emu, Schlangen etc. neben ornamentalen und konventionellen Zeichen, welche auch etwas lockerer gruppiert sind, als dies beim Stabe von Mörigen der Fall ist. Immerhin finden sich wie gesagt auf einzelnen doch ganz ähnliche Zeichnungen, speziell schraffierte Rhomben und Dreiecke, auch Zickzackbänder, die ebenfalls durch Querbänder in grössere und kleinere Gruppenfelder abgeteilt sein können.

Noch mehr stimmt der Dekor unseres Stabes überein mit demjenigen gewisser Ornamentierungen auf australischen Bumerangs wie sie von Sarg <sup>1)</sup> abgebildet wurden.

Eine Gruppe von Rhomben des Mörigen-Stabes entspricht dann wieder durchaus ähnlich schraffierten Rhomben, wie sie auf paläolithischen Knochenritzungen vorkommen, wobei wieder auf die obenerwähnten zuerst von Schöten-sack hervorgehobenen Beziehungen von australischen Botenstäben und paläolithischen zylindrischen mit eingeritzten Ornamenten — namentlich Zickzackbänder und Rhomben — versehenen Knochenstücken von Laugerie-basse hingewiesen sei (Fig. 13).

Was das merkwürdige Stück ursprünglich bedeutete, ist natürlich nicht mit Sicherheit zu sagen. Immerhin möchte ich auf die obigen Analogien ausdrücklich hingewiesen haben. F. Sarasin seinerseits dachte an dekorierte Stäbe, wie sie auf malajischen Webstühlen als Fadenstrecker benützt werden (Fig. 14). Vielleicht findet sich in nordischen prähistorischen Kerbschnittarbeiten ein Analogon. Jedenfalls ist dieses Stück als Unikum aus schweizerischen Pfahlbaufunden hervorzuheben.

Bewegen wir uns bei den obengenannten prähistorischen Tesslen und Botenstäben allerdings auf hypothetischem Boden, der aber durch reichliche ethnographische Parallelen ziemlich gefestigt erscheint, so können wir zu den Hauptgruppen unserer wallisischen und überhaupt schweizerischen Tesslen aus der europäischen Ethnographie eine Menge sicherer Parallelen aufstellen.

---

<sup>1)</sup> FR. SARG, Die australischen Bumerangs. VERÖFFENTL. AUS DEM STÄDT. VÖLKERMUSEUM V. FRKFT. A. M. (1911), p. 36 Fig. 48 u. a. m.



a

Phot. F. Sarasin.



b



c



d



e

13 a. Kerbstab der Bronzezeit, Pfahlbau Mörigen. Landesmuseum Zürich.  
b—e Ornamentierte Rentierstäbe von Laugerie-basse, Magdalénien, „Chevrons“ und Rhomben. Girod et Massénat pl. VI Fig. 748, pl. XXVII Fig. 5 a und b.



14. Fadenstrecker, Sumatra Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Die erste Gruppe, die Kehrtesseln, die, wie das oben erwähnte Beispiel von Ferden beweist, auch als Kehrtafeln funktionieren können, haben also die Aufgabe als Botschaft der Gemeinde an die einzelnen Männer Mitteilungen ergehen zu lassen, durch welche diese mittelst dieses, in gewissen Fällen von Hand zu Hand wandernden Kerbholzes, zu gewissen Leistungen aufgefordert werden.

Wir können also diese Kehrtesseln direkt vergleichen mit der uralten menschlichen Einrichtung des oben mehrfach genannten Botenstabes, des „Missing stick“, wie Smyth<sup>1)</sup>, der zuerst bei den Australiern auf dieses Schriftsubstitut aufmerksam gemacht hat, dasselbe nannte.

Um so mehr nähern sich die Kehrtesseln gewissen Arten von australischen Botenstäben, als Spencer and Gillen<sup>2)</sup> vom Arunta Stamm in Australien sagen „it is quite true, that one or more of them is carried by certain messengers sent to summon other members of the tribe to ceremonies of various kind“, es handelt sich also hier um ein Aufgebot zu gemeinsamen Leistungen, genau wie bei der Kehrtessle. Auch die Churinga, das Seelenholz, spielt bei diesen Arunta Botschaften eine Rolle als sauf conduit für den Boten selbst, dessen bona fides dadurch bezeugt wird. Auch die Churinga selbst scheint schon als Aufgebot angesehen zu werden, es scheinen hier fließende Übergänge zwischen Seelenholz und Botenstab zu bestehen, man kann hier nicht allzusehr schematisieren. Bei der durch F. Sarasin<sup>3)</sup> hervorgehobenen Beziehung zwischen Churinga der Australier und den galets coloriés, wie er sie im Inventar der Arlesheimerhöhle so reichlich nachweisen konnte, könnte vielleicht auch solchen galets coloriés mit ihren oft an Buchstaben erinnernden Zeichen eine Bedeutung als Botenstab innegewohnt haben, neben derselben als Seelenstein, als Churinga.

Andere australische Botenstäbe, wie z. B. Bastian<sup>4)</sup> einen solchen beschreibt, wo auf einem länglich zylindrisch ovalen Holzstück Zeichen eingekerbt sind, bedeuten eigentliche

<sup>1)</sup> SMYTH, *The Aborigines of Viktoria I* (1878), p. 133 u. 354. —

<sup>2)</sup> SPENCER AND GILLEN, *The native tribes of central Australia*. London I (1899), p. 141. — <sup>3)</sup> F. SARASIN, *Les galets coloriés de la grotte de Birseck près Bâle*, *COMPTES RENDUS DE LA XIV<sup>ME</sup> SECTION DU CONGRÈS INTERNATIONAL D'ANTHROPOLOGIE GENÈVE* (1912) p. 569. — <sup>4)</sup> BASTIAN, *Über australische Botenstäbe*. *ZTSCHR. F. ETHNOLOGIE* Bd. 14 (1882), p. 380.

durch den Boten übermittelte briefliche Mitteilungen, in denen z. B. ein Stamm a einem Stamm b eine schriftliche „Mitteilung macht“ über die über Berge und Flüsse zu wählenden Wege, damit Stamm c gleichzeitig überfallen werden könne. Ein anderer von Dawson an Bastian brieflich erklärter Botenstab bezeichnet durch Kerben die Zahl der zu einem gemeinsamen Werk einzuberufenden Stämme oder Männer, also genau eine Kehrtessle.

Überhaupt sind in Australien die Übergänge zwischen einfachem Kerbholz und Botenstab auch wieder fließende. So bildet Weule<sup>1)</sup> (Fig. 15) einige Botenstäbe ab, welche genau



15. Australische Botenstäbe, WEULE I. c. p. 66. Stamm der Marangga, Südaustralien. Inhalt der Botschaft: Einladung zu einem Korroborri.

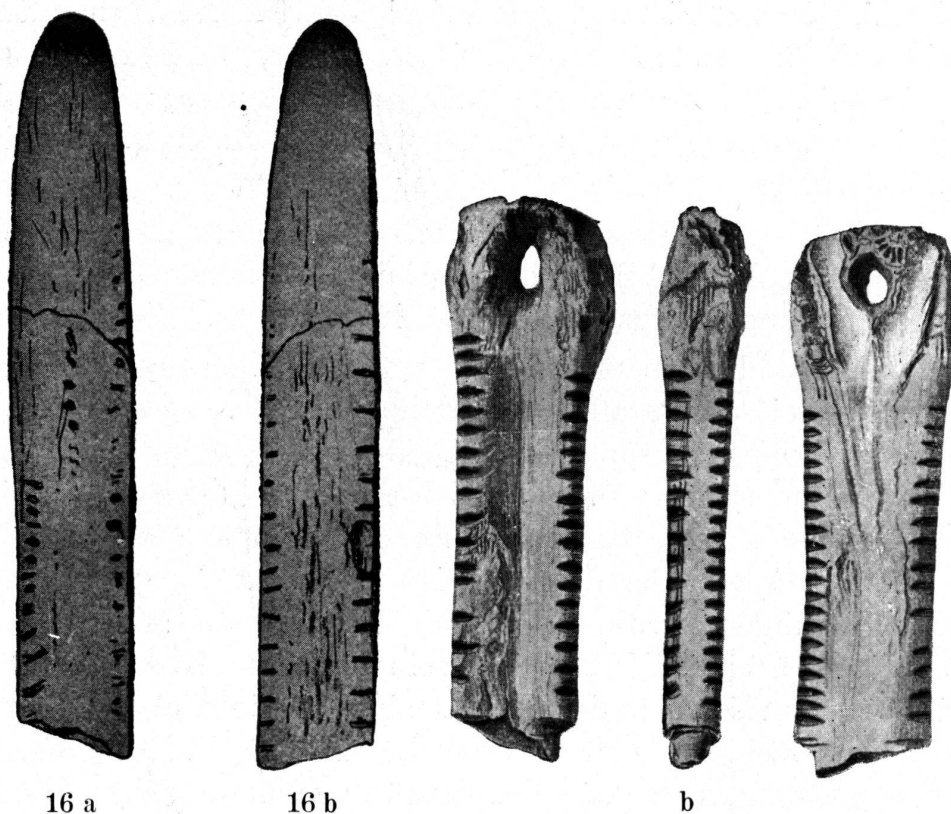
Erklärung: Kerben a 4 alte Männer, die zur Teilnahme am Tanze eingeladen werden, b die Frauen, die ausser den 4 Männern eingeladen sind, c die übrigen Männer, die noch eingeladen sind, d der Absender der Botschaft, e die drei Sänger, die den Tanz mit ihren Liedern begleiten werden, f die Frauen des eingeladenen Stammes, g die Männer des eingeladenen Stammes.

wie einfache Kerbhölzer aussehen, deren Kerbungen aber eine Botschaft enthalten, wie z. B. eine Einladung zu einem Korroborri. Dass die Kerben einander völlig gleichsehen, schadet nach Weule der Sache durchaus nichts, da bei Primitiven, die mit andern Augen sehen als wir, die gleichen Zeichen verschiedene Gegenstände bedeuten können. Die

<sup>1)</sup> K. WEULE, Vom Kerbstock zum Alphabet. Kosmos (1915), p. 64.

Kerben sind hier als Symbole für die einzelnen Stichworte der Botschaft anzusehen.

Kerbknochen von durchaus analogen Formen finden wir auch reichlich in der paläolithischen Prähistorie, und es ist auch hier sehr wohl die Annahme erlaubt, dass manche



16. Paläolithische Kerbknochen (oder Botenstäbe?).

- a. Laugerie-basse, Magdalénien GIROD ET MASSÉNAT, pl. X. Fig. a und b.  
b. Grotte des Espeluges, Lourdes Magdalénien. PIETTE, pl. XXIV. Fig. 6, 6a u. 6b.

derselben nicht nur als eigentliche Kerbhölzer zur Aufzeichnung resp. als Ausdruck von Zahlen für Jagdbeute etc. dienten, sondern wie z. B. die hier abgebildeten, auch in diesem australischen Sinne.

Wir dürfen hier um so mehr eine Analogie der australischen und paläolithischen Ergologie und Mentalität annehmen, als ja sonst auch in den Geräten diese Parallelen bekanntlich sehr frappant sind. Weule<sup>1)</sup> rechnet diese primitiven symbolischen Schriftzeichen überhaupt recht eigentlich zu den Elementargedanken oder Völkergedanken im Bastian-

<sup>1)</sup> WEULE, l. c. p. 94.

schen Sinne, welche als gemeinsame geistige Ausstattung der Urmenschheit zukamen und nicht durch Entlehnung und Übertragung erklärt zu werden brauchen. Noch bei einem andern weit primitivern Stamm als die Australier, bei den Weddas von Ceylon, dessen überaus dürftiges ergologisches Inventar auf die ersten Anfänge menschlichen Kulturgutes hinweist, haben F. u. P. Sarasin<sup>1)</sup> das frühere Vorhandensein von Botenstäben nachgewiesen. Ganz neuerdings konstatiert sie auch Weule<sup>2)</sup> bei den Buschmännern, wo sie mit gewissen Botenstäben aus Westaustralien in Material, Technik und Gebrauch auffallende Ähnlichkeit zeigen.

Von andern aussereuropäischen Stämmen seien noch genannt die Li, die Urbewohner Hainans, die zur brieflichen Verständigung Kerbzeichen auf Holzpfeilen gebrauchen.<sup>3)</sup>

Sehr zahlreich sind oder waren wenigstens bis vor kürzerer Zeit die Parallelen zu den australischen Botenstäben auch in andern europäischen Ländern, besonders in germanischen und slavischen. So berichtet v. Schulenburg,<sup>4)</sup> wie bei den Südslaven Kerbstöcke zu Mitteilungen, statt Briefe benützt werden, deren Kerbzeichen auf althergebrachten Überlieferungen beruhend, überall bekannt sind: ein Bauer schickt z. B. einen Knaben mit einem neuen Kerbstock auf die Alp zum Hirten, der daraus abliest, wie viel Käselaibe er herschicken soll und welche Kühe nach Serajewo zu treiben sind. Auch die Schulzenstäbe gehören hieher; nach Treichel<sup>5)</sup> schickt der Dorfschulze in Nordostpreussen den Klucke oder Krivule genannten Schulzenstab, wenn eine Gemeindeversammlung stattfinden soll, bei den Bauern in einer vorher festgesetzten Reihenfolge herum. Dabei hat jeder die Pflicht, den ihm übergebenen Stab sofort seinem Nachbar zu übergeben, wobei also in kurzer Zeit das Aufgebot durchgeführt ist; genau dasselbe meldet Andree<sup>6)</sup> aus Braunschweig mit Herumgabe eines geschnitzten Knüppels.

Besonders ist der Botenstock nach Treichel und

---

<sup>1)</sup> F. U. P. SARASIN, Ergebnisse naturwissenschaftl. Forschungen auf Ceylon in d. Jahren 1884—86, Bd. 3 p. 457. — <sup>2)</sup> K. WEULE, Botenstäbe bei den Buschmännern. JAHRB. D. STÄDT. MUS. F. VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG Bd. 6 (1913/14) p. 42. — <sup>3)</sup> STRZODA, Die Li auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent. ZTSCHR. F. ETHNOL. Bd. 43 (1911) p. 213. — <sup>4)</sup> V. SCHULENBURG, ZTSCHR. F. ETHNOL. Bd. 18 (1882) p. 348. — <sup>5)</sup> TREICHEL, EBENDA Bd. 14 (1882) p. 11. — <sup>6)</sup> ANDREE, Braunschweiger Volkskunde 2. Aufl. (1901) p. 247 ff.

Moeschlin<sup>1)</sup> eine altnordische Einrichtung; er heisst dort Budstock und stellt einen ca. 1 Fuss langen Stab dar, der von Haus zu Haus getragen, eilig weiter befördert wurde und so zur Bekanntmachung einer durch Runen darauf gekerbten Mitteilung diente, wie es im Fritjof-Lied Gesang 22 heisst:  
 „Zum Ting, zum Ting der Budstock geht  
 Zu Berg und Thal  
 Fürst Ring ist tot, bevor uns steht  
 Die Königswahl.“

In Dänemark wurde durch einen in Bogenform gekrümmten „Heerpfel“ das Kriegsaufgebot herumgegeben. In Schweden spielten, wie ich einer freundlichen schriftlichen Mitteilung des Herrn Dr. Hammerstadt, Intendant am nordischen Museum in Stockholm, entnehme, die Kerbhölzer früher eine grosse Rolle, sowohl als Schuld-Dokumente, wie als Dorfgemeindeprotokolle, also als Schriftsubstitute.<sup>2)</sup>

Kerbtafeln, das Verzeichnis der Hausmarken, welche die Reihenfolge der zu gemeinsamer Arbeit verpflichteten Männer angeben, sehen wir in Schweden und Preussen statt des mobilen Botenstocks im Gebrauch.<sup>3)</sup>

Überaus reichlich sind dann die Analogien zur zweiten Art von Tesslen, die zur Kontrolle gemachter Leistungen und zu Abrechnungen dienen. Hier sei nur erwähnt, dass diese Kerbhölzer — auch die Mehrzahl der schweizerischen Milchtesslen gehört hierher — in ganz Europa weit verbreitet sind. In England sind sie nach Brunner nachgewiesen seit 1200, existieren aber selbstverständlich schon weit früher. Sie heissen in England tally, in Frankreich taille, in Italien taglia, in Österreich robisch, in Schweden Kerfstock, also wie das deutsche Kerbholz. Ferner sind sie weit verbreitet in ausser-europäischen Gebieten. Es gibt einfache und zusammengesetzte Tesslen mit Grundtessle und Einsatz (Beitessle) von verschiedenen Formen, so in Finnland in Form einer langen Holzscheide, in die eine kantige Latte eingefügt ist, wobei die Randkerben der Latte und Scheide sich entsprechen müssen (Brunner). In der Wallachei wurde nach Domlivil<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Vide TREICHEL I. c. — <sup>2)</sup> Vgl. MEDDELANDEN FÖR NORDISKA MUSEETS (1887) p. 16 und (1903) p. 13. — <sup>3)</sup> K. BRUNNER, Kerbhölzer und Kafeln, ZEITSCHR. D. VER. F. VOLKSKUNDE, Berlin (1912) p. 337. — <sup>4)</sup> DOMLUVIL, Die Kerbstöcke der Schafhirten der mährischen Wallachei. ZEITSCHR. F. ÖSTERR. VOLKSKUNDE 10 (1904), p. 206.

vor Einführung besserer Schulung die Milchverrechnung mit den Hirten mit Kerbhölzern gemacht, ebenso bei den Slovaken die rechtlichen Verpflichtungen zwischen Gläubigern und Schuldern in Geld, Frucht oder Lebensmittelleistung.<sup>1)</sup> Bei den Nordslaven werden die Milchprodukte ebenfalls mit Kerbhölzern verrechnet, in Südtirol die Traubenablieferungen, und gewiss sagt Kraus mit Recht, dass wir bei illiteraten Völkern in diesem Gebrauch nicht nur ein altes Survival, sondern einen äusserst praktischen und rechtlich sicheren Schriftersatz haben. In Deutschland und Österreich war das Kerbholz allgemein im Gebrauch bis gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts bei Wirten, Bäckern, Fuhrleuten, Fischern, Leistungen von Tagelöhnern etc. (vgl. Kunze,<sup>2)</sup> Handtmann,<sup>3)</sup> Andree,<sup>4)</sup> Michaelis<sup>5)</sup>). In Wien werden, wie ich einer mündlichen Mitteilung von Hofrat Heger in Wien entnehme, heute noch die städtischen Schneefuhren im Winter mit einem dreiteiligen Kerbholz verrechnet. In verschiedenen Gegenden Frankreichs wird ebenfalls heute noch bei Bäckern das Kerbholz täglich gebraucht wie übrigens noch vor zirka 40 Jahren in Sitten.

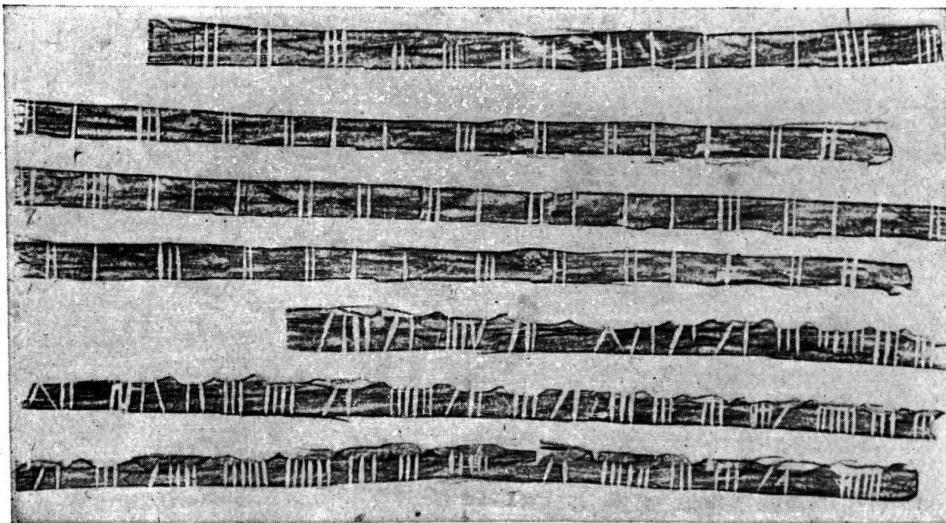
Von Naturvölkern sei als Analogie zu dieser Kategorie von Kerbhölzern<sup>6)</sup> nur erwähnt der Gebrauch solcher auf Nord Nias und den Nikobaren,<sup>7)</sup> wo sie beim Handel mit Kokosnüssen und Kokosöl dienen. Endlich wurden sie nach Wehrli<sup>8)</sup> zu blutigen Abrechnungen verwendet bei den Chingpaws in Oberburma, wo bei nicht friedlicher Erledigung von Verbrechen oder Blutschuld durch Lösegeld, die Schuldforderung in Form der Blutrache in ein Bambusstück eingekerbt wird. Dieses Archivstück wird oft von Generation zu Generation vererbt, und die Blutrache erst nach Jahrzehnten auf Grund des Kerbholzes vollzogen.

Dieses führt uns über zur Bedeutung des Kerbholzes als Rechtstitel oder Dokument, welcher Charakter eigentlich implicite auch den andern Kategorien zukommt, hier aber besonders hervortritt.

<sup>1)</sup> SCHUKOWITZ, Kerbholz, EBENDA Bd. 14 (1898), p. 113. — <sup>2)</sup> KUNZE, Der Gebrauch des Kerbholzes auf dem Thüringer Walde ZTSCH. D. VER. F. VOLKSKUNDE 2 (1892), p. 50. — <sup>3)</sup> HANDTMANN, ZTSCH. F. ETHNOL. Bd. 21 (1889), p. 763. — <sup>4)</sup> ANDREE l. c. — <sup>5)</sup> MICHAELIS, Schulzenstock oder Kerbholz? ZTSCH. F. ETHNOL. Bd. 20 (1888), p. 172. — <sup>6)</sup> Kerbholz auf Nord Nias. INTERN. A. F. ETHNOGR. Bd. 3 (1890), p. 40. — <sup>7)</sup> SVOBODA, Die Bewohner des Nikobaren Archipels, EBENDA Bd. 5 (1892), p. 198 und Bd. 6. (1893), p. 5 u. 22. — <sup>8)</sup> WEHRLI, Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw von Oberburma; EBENDA, Suppl. zu Bd. 16.

Von unsern Walliser Stücken gehören hieher die *tachéras de fonds* und die *Alpscheiter*, welche als Rechtstitel *Alprechte* belegen und, ähnlich einer *Obligation*, einen oft hohen Verkaufswert haben. Parallelen hiezu wären die *Kerbhölzer* der *Tscheremissen* in Nord- und Ostrussland, welche, wie ich einer mündlichen Mitteilung von Prof. Adler, Direktor der Sammlung für Völkerkunde in Kasan, entnehme, die Jagdbezirke fixieren und so eine Art Grundbuch darstellen; bei den *Tungusen* und *Ostjaken* gibt es nach demselben Gewährsmann *Kerbhölzer* in flacher Löffelform, die als *Pfandbriefe* gelten, indem die *Schulden* darauf eingekerbt sind, bei den *Ostjaken* wird auch die *Mitgift* als *Aussteuerrodel* auf *Kerbhölzern* vermerkt.

Endlich sei noch ein besonderer Gebrauch der *Kerbhölzer* erwähnt, der in der Schweiz meines Wissens nicht vorkommt, das *Kerbholz* als *Kalendarium*. Schon Schurtz<sup>1)</sup> sagt, dass bei gewissen Völkern, wo es an schärferer Zeitbestimmung fehlt, zu bestimmten Zwecken eine Art von Kalender geschaffen wird. Beliebt sind hier *Knotenschnüre*, wo bei Einladung zu einem Fest, z. B. in 10 Tagen, jeder Eingeladene eine Schnur erhält, von der er täglich einen *Knoten* auflöst. In *Guyana* wurden in dieser Weise *Kerbhölzer* verwendet. In *Wien* sah ich in der Sammlung für Völkerkunde eine *Tessle*, deren Abbildung (Fig. 17) ich der Freundlichkeit des



17. Kalendertessle der Tschuwaschen. Sammlung für Völkerkunde, Wien.  
(Die Tessle ist in mehrere Partien abgeklatscht und stellt ein einziges Stück dar.)

<sup>1)</sup> SCHURTZ, *Urgeschichte der Kultur* (1900), p. 632.

Herrn Hofrat Heger verdanke, unseren Milchtesslen durchaus vergleichbar, welche den Tschuwaschen (Wolgagebiet) angehört. Es ist ein 1 m 28,5 cm langer und 7 cm breiter Stab mit geraden und schiefen Kerben versehen. Dieser stellt ein Kalendarium dar, wie es in den meisten Tschuwaschenhäusern aufbewahrt wird. Die geraden Striche sind gewöhnliche Tage, die schiefen stellen besondere Ereignisse dar, die Kreuze sind Feiertage. Sie werden für ein ganzes oder halbes Jahr angefertigt, und sind nach Mitteilung von Prof. Adler bei den finnischen Völkern beiderseits des Ural sehr verbreitet. Auch aus Deutschland beschreibt Brunner<sup>1)</sup> einen Holzkalender mit Einkerbungen gewisser Zeichen, aus der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Sie sollen seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar sein, auch die nordischen Runenkalender gehören hieher.

Eine aussereuropäische Parallele zu den Tschuwaschen Kalendarien gibt Svoboda von den Nikobaren, wo Tage und Monate auf gerade oder säbelförmige Kerbhölzer eingeschnitten werden, eine weitere Weule,<sup>2)</sup> der Kerbstöcke erwähnt, die auf der im Golf von Guinea gelegenen Insel Annobom als Kalender dienen.

Diesen so ziemlich global verbreiteten, man darf wohl sagen, allgemein menschlichen und seit Urzeiten in ähnlicher Weise gebräuchlichen Schrift- und Zahl-Substituten ist noch kurz an die Seite zu stellen ein besonderes in Amerika gebräuchliches Schriftsubstitut in Form der Knotenschrift, der Quipu. An einer Hauptschnur sind dünnere in gewissen Abständen mit Knoten versehene Nebenschnüre angebracht, die sich z. B. bei den alten Peruanern oft durch verschiedene Farben unterschieden (rot = Soldaten, gelb = Gold, grün = Getreide etc). Diese Zeichen dienten zu Zählungen, zu statistischen Tabellen, aber auch zu andern Mitteilungen; v. Tschudi<sup>3)</sup> fand diese Zählungsart noch in den 40er Jahren bei den Hirten der peruanischen Anden und lernte sie lesen. Durch Knoten war der Bestand an Milchtieren sowie der Ertrag an Milch, Käse und Wolle angegeben, also genau das System unserer Milchtesslen mit anderer Technik. Auch das Wampum der nordamerikanischen Indianer gehört hieher.

<sup>1)</sup> ZTSCH. D. VER. F. VOLKSKUNDE 19 (1908), p. 249. — <sup>2)</sup> K. WEULE, Vom Kerbstock zum Alphabet, Stuttgart 1915, p. 73. — <sup>3)</sup> J. v. TSCHUDI, Peru. Reiseskizze aus den Jahren 1838—1842. St. Gallen (1848), Bd. 2, p. 383.

Auch in der Torrestrasse konnte Bastian<sup>1)</sup> Knotenschrift nachweisen, indem Aufträge für Verkauf von Paradiesvögeln mit Knotenschnüren gegeben wurden. In Nordsibirien dienen Knotenschnüre bei Wogulen, Ostjaken, Tungusen und Jakuten zur Verrechnung von Vorspanndiensten für Reisende.<sup>2)</sup>

### Steinlampen.

Ein anderes hochaltertümliches Geräte, welches sich noch in mehreren Seitentälern des Wallis findet, aber seit wohl 50 Jahren so ziemlich obsolet geworden ist, sind die Lampen aus Stein, meist Speckstein, der auch in verschiedenen Tälern anstehendes Gestein ist. Ich fand solche Lampen teils in höchst primitiver Form, teils wirklich zierlich geschnitzt mit Inschrift und einfachen Ornamenten versehen in Evolena und den höher gelegenen Bergdörfchen, wo ich in den Jahren 1913 und 1914 5 Stück sammeln konnte. Im Sommer 1915 konnte ich diese Steinlampen auch im Lötschental nachweisen, wo sie wieder andere Formen hatten; die eine derselben ist völlig rund und gleicht der bei Pittard<sup>3)</sup> abgebildeten Lampe No. 3. Auch im Val d'Anniviers sah ich im Frühjahr 1916 Steinlampen teils im Privatbesitz, teils in Kapellen (St. Jean und Grimenz).

Es möge hier eine kurze Beschreibung einzelner Stücke folgen; sie sind alle aus Speckstein verschiedener Härtegrade gefertigt.

Villa, bei Evolena. Die Lampe, 10 cm breit, 7 cm lang und 5½ cm hoch, ist zirka 3 cm tief ausgehöhlt in einem irregulär achteckigen Stück Speckstein und ist mit dem 7 cm langen, vierkantigen Handgriff aus einem Stück gearbeitet. Das Innere der Höhlung zeigt noch eine fettige Brandschicht mit Resten eines Dochtes. Auf einer der Aussenflächen ist die Jahreszahl 1629 und vis-à-vis ein H mit Kreuz eingeritzt. Tafel II, Fig. 8.

Evolena. Lampe in Form eines viereckigen Kästchens, 8:7 cm und 6 cm hoch. In der Mitte der obern Fläche führt eine runde Öffnung von 3 cm Durchmesser in die 4 cm tiefe Lampenhöhlung. Die Aussenflächen, eingerahmt von geraden eingeritzten Strichen, tragen auf einer Aussenfläche die Jahreszahl 1701, auf zwei andern Initialen und Kreuze. Tafel II, Fig. 4.

La Sage bei Evolena, leicht konische viereckige hohe Form 8 cm hoch, an der Basis 5—5½ cm, oben 4,5 cm breit. Die Kanten abgeschrägt. Auf der Vorderfläche eine Rosette eingeritzt, umgeben von einem Zickzackornament, vis-à-vis Initiale und Kreuz, eine dritte Fläche hat römische Zahlen. Das Innere der Lampe ist 3½ cm tief. Fig. 21 a. p. 321.

Evolena, rechteckiges Kästchen 8 cm lang, 6 cm breit und 5 cm hoch. Oben irreguläre rundliche Öffnung, die bei einem Durchmesser von 4,5 cm in

<sup>1)</sup> BASTIAN, ZTSCHR. F. ETHNOL. Bd. 13, p. 296. — <sup>2)</sup> WEULE l. c. p. 57. — <sup>3)</sup> PITTARD, Lampes en pierre provenant du Valais. ARCHIVES SUISSES D'ANTHROPOLOGIE GÉNÉRALE, Tome 1, 1914, p. 149.

die 3 cm tiefe Lampenhöhhlung führt. Zwei Seiten zeigen ein Rosettenornament, zwei andere Initialen und Kreuz. In einer Ecke ein Loch für den Docht. Tafel II, Fig. 7.

La Sage, rechteckiger Block aus Speckstein 12 cm lang, 9,5 cm breit und 7 cm hoch. Oben eine grössere halbkuglige Höhlung. Durchmesser 6 cm, Tiefe 3 cm mit ausgeschnittener Hohlrinne für den Docht. Neben diesen grössern sind 2 kleinere etwas defekte Höhlungen mit einem Durchmesser von 3 cm, einer Tiefe von 3 cm. In einer Ecke eine 3 cm tiefe zylindrische Höhlung (wohl für Kerze). Keine Ornamentierung. Wir haben also hier eine dreifache Lampe eventuell noch mit Kerze. Tafel II, Fig. 5.

Eisten, Lötschental. Ein irregulär viereckiger schwerer Block Speckstein 18:18 cm, 10 cm hoch, zeigt auf seiner Oberfläche etwas exzentrisch eine schalenförmige Höhlung, Durchmesser 10 cm, Tiefe 6 cm, deren Rand auf einer Seite eine Einsenkung zeigt, wohl für den Docht. Die vier Seitenflächen zeigen die Jahrzahl 1645, ferner ein eingeritztes Spiel („Nünizieh“), eine umrandete ovale Delle als Fuss, um den Block für Gebrauch des Spiels fest auf diese Kante stellen zu können, endlich die Initialen des Besitzers mit Kreuz. Tafel II, Fig. 1.

Blatten, Lötschental. Viereckige leicht konisch geformte Lampe, 8 $\frac{1}{2}$ —9 cm breit, 9 cm hoch. Obere Öffnung Durchmesser 6:6 $\frac{1}{2}$  cm, Tiefe der Höhlung 5 cm. Ausser der Jahrzahl 1800 zeigt diese Lampe keinen Dekor. Tafel II, Fig. 6.

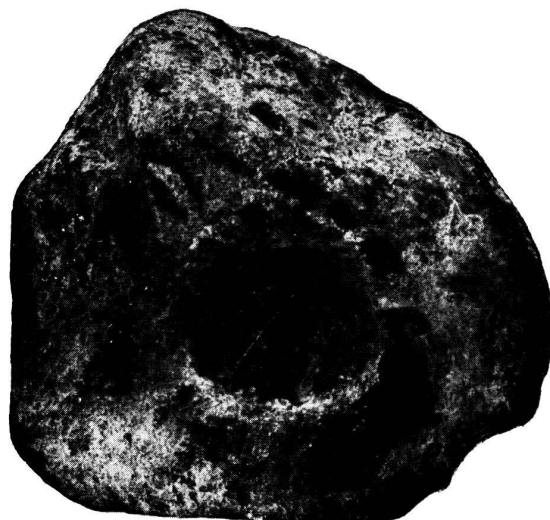
Ried, Lötschental. Rundliches napfförmig ausgehöhltes Stück Speckstein mit dickem Rand. Höhe 11 cm, Durchmesser der Fussfläche 13 cm, Durchmesser der obern Öffnung 8 cm, Tiefe der Höhlung 8 cm, grösster Umfang 46 cm. Tafel II, Fig. 3.

Die Steinlampen im Lötschental haben den etwas auffallenden Namen „Lusa“, der dann sekundär auch auf Petroleumlämpchen übergegangen ist. Nach einer sehr verdankenswerten Mitteilung von Herrn Prof. Gauchat, die mir durch freundliche Vermittlung von Herrn Dr. F. Fankhauser, an den ich mich für ethymologische Aufklärung dieses Wortes gewandt hatte, zukam, ist dieses Wort wohl auf das keltoiberische Wort „lausa“ = Steinplatte zurückzuführen. Piemontesisch heisst es „loza“, provenzalisch „lausa“, spanisch „losa“, portugiesisch „louša“. Im romanischen Wallis bedeutet lusa die Schieferplatte des Hausdaches. Das Verbreitungsgebiet dieses Wortes geht von den Westalpen, Wallis-Piemont, über Südfrankreich bis nach Portugal, was auf gallischen oder iberischen Ursprung schliessen lässt. Die Lusa wäre also die ausgehöhlte Steinplatte, die als Lampe dient und der Umstand, dass das Wort im deutschsprechenden Lötschental gebraucht wird, erklärt sich als Entlehnung aus der romanischen Nachbarschaft oder als Relikt aus der ehemals romanischen Sprache des ganzen Oberwallis.

Tourbillon, Sitten. Irregulär viereckiges Stück Kalkstein, welches auf einer Fläche eine runde napfartige Aushöhlung enthält von einem Durchmesser von 5 cm und einer Tiefe von 2 $\frac{1}{2}$  cm. Die kreisrunde Schale ist sorgfältig

ausgehöhlt, im Innern glatt fast wie poliert und zeigt an einem Teil der Circumferenz eine Randeinsenkung (wohl für den Docht). Im Innern dieser Schale war eine schwärzlich fettige Schicht zu erkennen, die mich vermuten liess, dass das Stück ursprünglich als Lampe benützt wurde. Die Grundfläche dieses kleinen „Schalensteins“ beträgt 15 : 12 cm, die Dicke 7 cm (Fig 18).

Die im geologischen Institut in Basel von den Herren Proff. Schmidt und Preiswerk auf mein Ansuchen in dankenswertester Weise vorgenommene genauere Untersuchung dieses nur mit einer Schale versehenen „Schalensteins“ ergab, dass das Stück aus Kalkphyllit besteht. Die Aussenfläche ist bedeckt mit einer dicken Kalkinkrustation, die sehr wohl ein Alter von einigen tausend Jahren haben kann. Der Stein ist ein Stück Glacialgeschiebe und zeigt eine ziemlich glatte facettierte und mit einigen Gletscherkritzen versehene Unterfläche. Er ist zweifellos, so wie er gefunden wurde, benützt und in sorgfältiger Arbeit mit einer Schale versehen worden, die als Lampe diente. Das Geschiebe kann geologisch sehr wohl aus dem Val d'Anniviers oder d'Hérens stammen.



18. Neolithische (?) Lampe in Form eines einschaligen „Schalensteins“, Tourbillon. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Ein zweiter, ebenfalls auf der Hochfläche von Tourbillon gefundener einschaliger „Schalenstein“ von 13 cm Länge, 8 cm Breite und 6 cm Dicke zeigt eine genau gleich gearbeitete runde Schale von 5 cm Durchmesser und  $2\frac{1}{2}$  cm Tiefe. Im Innern war nichts von einer solchen Masse zu finden wie beim vorigen Stück, das Innere ebenfalls glatt wie poliert als halbkuglige Höhlung, deren Rand an einer Stelle eine zirka 2 cm breite Lücke zeigt, die offenbar zur

Zeit der Herstellung der Schale herausgeschlagen wurde, da sie genau dieselbe Patina zeigt wie die Schale selbst. Neuern Datums ist aber eine an einer andern Stelle eingeschnittene Kerbe. Es ist anzunehmen, dass dieser kleine aus Chlorit-schiefer bestehende Schalenstein ursprünglich wohl auch als Lampe gedient hat. Beide Stücke wurden neben einigen weitem angeblich in 1 m Tiefe im Schlosshof von Tourbillon gefunden, dabei befand sich ein rohgearbeitetes Bodenstück eines offenbar neolithischen Gefässes aus schwarzem Ton. Auf die archäologische und ergologische Bedeutung dieser Stücke wird weiter unten noch einzugehen sein.

Ausser diesen von mir gesammelten Steinlampen besitzt unsere Sammlung für Völkerkunde noch eine sehr schön geformte grosse Lampe von Mörel in Form eines runden konischen Körpers mit 2 seitlichen Handhaben, die je 3 cm tiefe zylindrische Höhlungen haben zum Einstecken einer Kerze. Im Innern eine weite Höhlung, Durchmesser 12 cm, die auf ihrem Grunde wieder eine zylindrische Einsenkung zeigt. Auf der Aussenseite eingeritzte Ornamente in Rhombenform. Höhe 12 cm. Durchmesser des Fusses 10 cm. Oberer Durchmesser 16 cm.

Kurz vor Drucklegung dieser Arbeit kamen mir noch von Kippel im Lötschental drei weitere Steinlampen zu, die so weit ich sehe wieder neue Typen dieses steinernen uralten Hausgerätes repräsentieren, welches bei aller Primitivität eine so grosse Formenvariation aufweist und die deshalb hier noch abgebildet werden mögen. Sie sind sämtlich aus schwärzlich gefärbtem Speckstein gefertigt und haben in der Mitte der Höhlung eine Vertiefung für den Docht. Ihr fettig russiges Aussehen deutet darauf hin, dass sie noch vor nicht langer Zeit gebraucht wurden (Fig. 19).

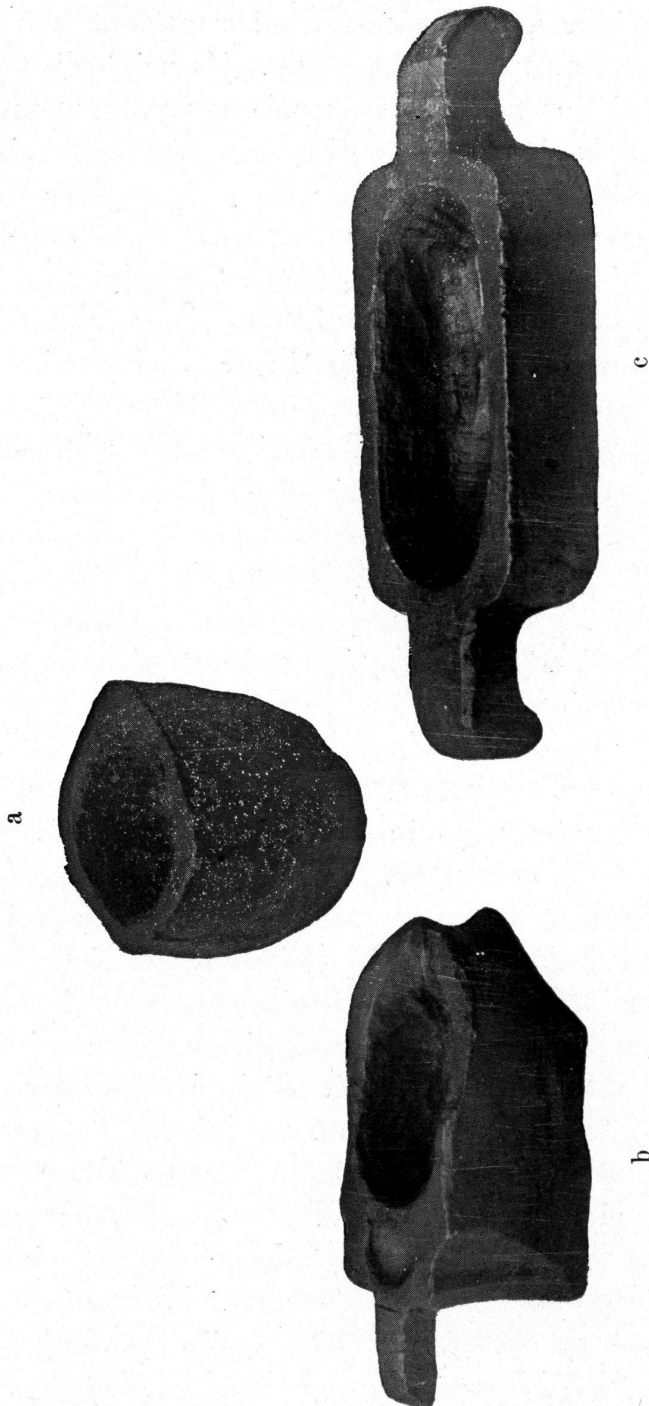
Die erste derselben gleicht wieder in Form und auch in Dimensionen durchaus einer von Baudon<sup>1)</sup> abgebildeten neolithischen Lampe aus Kreidegestein von Grime's Graves (Norfolk).

Indem wir auf die Abbildungen hinweisen, sei hier nur noch folgendes über Form und Grösse dieser Steinlampen erwähnt:

Fig. 19a. Solider, irregulär zugehauener, viereckiger Block, zeigt im Innern napfförmige 4 1/2 cm tiefe Höhlung von 6 1/2—7 cm Durchmesser. Im Zentrum daselbst eine Vertiefung für den Docht. Höhe 7,5 cm, grösster Umfang 26 cm.

Fig. 19b. Rechteckiger, hinten mit Andeutung von zwei Rinnen versehener, vorn etwas schnabelförmig zugehauener Speckstein, trogförmig ausgehöhlt, vorn eine Hohlrinne für den Deckel, hinten ein kurzer Griff, davor eine runde Vertiefung für den Daumen. Länge 14 cm. Höhe 5 cm. Breite 5 cm. Tiefe der Höhlung 4 cm.

Fig. 19c. Trogförmig ausgehöhltes, jederseits mit einem Henkel versehenes Stück Stein. Länge 22 cm. Breite 7 cm, Tiefe 3 cm.



19. Specksteinlampen von Kippel.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Als Brennmaterial wurde in diesen Lampen, wie mir, wenigstens im Lötschental, übereinstimmend gesagt wurde, früher Butter verwendet, in die ein Baumwolldocht gesteckt wurde. Einzelne wenige Steinlampen werden aber doch noch

heute gebraucht im Lötschental und zwar, was sehr bezeichnend ist, nur noch in Kapellen, so in Weissenried. Dabei ist jeder Haushalt verpflichtet, für je eine Woche die Butter für die Lampe zu liefern, die, wie man mir sagte, täglich einmal brennt, um den Rosenkranz zu beten. Es zeigt dies wieder, wie ein altes, sicher prähistorisches Hausgerät, wenn es im profanen Leben obsolet geworden ist, sein letztes Dasein noch für Kultuszwecke fristet.

Sehr interessant erscheint mir ein, wenn man so sagen darf, medizinisch-kultischer Gebrauch der Steinlampen, wie ich ihn kürzlich im Vald'Anniviers fand. Es sind dort in einigen Kapellen, so in St-Jean und Grimenz, Lampen in Form einer viereckigen dicken Steinplatte, also eine wahre „lusa“ (s. oben p. 312), welche auf einer Seite eine Aushöhlung aufweisen, zur Aufnahme des Brennfettes. Die Steinlampe in Grimenz misst ca. 22 cm Seitenfläche, hat auf der Oberseite eine runde, napfartige Vertiefung von ca. 8 cm Durchmesser und links und rechts davon je eine kleinere. Nahe dem Rande findet sich auch auf der Unterseite eine ähnliche Vertiefung von 7 cm Durchmesser. Das Fett, mit dem diese Lampen gebrannt werden, steht nun in hohem Ansehen als Heilmittel bei äussern Erkrankungen und Verletzungen. Ein Mitglied der betreffenden Familie in Ayer teilte mir mit, dass im Sommer 1915 ein Kind mit starkem Milchschorf (*crusta lactea*), welcher langer ärztlicher Behandlung getrotzt hatte, auf Rat der Grossmutter mit dem Fett der Steinlampe der Kapelle von St. Théodule in Grimenz bestrichen wurde, worauf in einer Woche prompte Heilung erfolgte!

Neben den hier genannten Lokalitäten kamen im Wallis noch bis vor relativ kurzer Zeit Steinlampen vor in den Dörfern des Plateau von Montana, wo Pittard<sup>1)</sup> sehr altertümlich geformte Stücke von Lens beschreibt. Sie sind dort, wie mir eine persönliche Nachfrage in den dortigen Dörfern bewies, auch obsolet geworden, und nur einige alte Leute erinnerten sich noch an dieselben. Ebenfalls sehr primitive Formen fand Reber<sup>2)</sup> in Ayer, Vissoye und Grimenz

<sup>1)</sup> E. PITTARD, Documents pour l'ethnographie suisse, Lampes en pierre provenant du Valais. ARCH. SUISSE D'ANTHROPOLOGIE GÉNÉRALE GENÈVE I (1914) p. 194. — <sup>2)</sup> REBER, Vorhistorisches aus dem Wallis, ANZEIGER F. SCHWEIZ. ALTERTUMSKUNDE (1891), p. 565—568; DERS., Vorhistorische Skulpturendenkmäler im Kanton Wallis. ARCHIV FÜR ANTHROPOLOGIE XXVI (1896); DERS., Walliser Steinlampen. ANZEIGER FÜR SCHWEIZ. ALTERTUMSKUNDE. N. F. XVII (1916) p. 352—56.

(4 Stück) im Val d'Anniviers. Neuestens gibt dieser Autor die Abbildung von 7 teilweise höchst altertümlichen, wohl ebenfalls prähistorischen Steinlampen, die ausser den genannten Dörfern aus Zmutt und Villa stammen. Bei weiterer Nachfrage werden sich solche gewiss auch weiter im Wallis und überhaupt im Gebirge nachweisen lassen.

Fragen wir nun, wie lange lässt sich im Wallis selbst der Gebrauch solcher Steinlampen zurückdatieren, so werden wir direkt in die Prähistorie geführt. Hieher gehört höchst wahrscheinlich wenigstens der eine der oben genannten „Schalensteine“, die ich in Tourbillon erworben habe. Es befindet sich im dortigen Schlosshof ein sogenannter „Autel druidique“, ein verwitterter rundlicher Fels mit eingehauenen Treppenstufen und 2 trogförmigen Vertiefungen. Dicht daneben fanden sich nach Angabe des dortigen Concierge in der Erde die 2 oben genannten „Schalensteine“ und eine Topfscherbe. Die erstern zeigen, wie mir Vergleichen zeigten, genau dasselbe Aussehen, auch die gleichen Dimensionen wie die Schalen in den bekannten grossen, im Wallis so häufig vorkommenden, besonders von Reber<sup>1)</sup> eingehend beschriebenen Schalensteinen, so dass man allen Grund hat, ihre Herstellung in die Zeit der Anfertigung der letzteren zu stellen. Auffallend ist allerdings, dass es nur einzelne Steine und zwar wie die fachmännische Untersuchung ergab, beliebig aufgelesene Handstücke sind, die so bearbeitet wurden, während die Schalensteine eine Mehrzahl, oft 10—50 und mehr Schalen auf grossen Blöcken oder Steinplatten zeigen. Immerhin erwähnt Reber<sup>2)</sup> selbst einen einzelnen ovalen Block von 30 : 25 cm Länge und Breite und 10 cm Dicke, der auf jeder Seite nur eine Schale aufweist und zu der berühmten prähistorischen Schalensteingruppe „Pirra Martira“ gehört bei Grimenz.

Ähnliche kleine, mit oft nur einer Schale versehene prähistorische Steine beschreibt auch Rau<sup>3)</sup> aus Nord-Amerika. Seine Figur Nr. 35 entspricht ganz gut unserm Stein von Tourbillon, nur hatte der amerikanische Stein, dessen runde

<sup>1)</sup> REBER, Die vorhistorischen Denkmäler im Einfischtal (Wallis), ARCHIV F. ANTHROPOL. Bd. XXI (1892—93), p. 305 und zahlreiche weitere Publikationen dieses Autors. — <sup>2)</sup> L. c. p. 318. — <sup>3)</sup> CH. RAU, Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures in the old world and in America, U. S. Geographical and geological survey of the rocky mountain region, Washington (1887), p. 43 ff. Fig. 35 u. 36.

Schale  $1\frac{1}{2}$  Zoll Dicke und  $\frac{1}{2}$  Zoll Tiefe aufweist, bei einer Gesamtdicke des Steins von  $2\frac{1}{2}$  Zoll, auf jeder Seite eine solche Schale. Diese doppelseitigen kleinen Schalensteine dienten eben wohl einem andern Zwecke, wie z. B. einer am Ohio, der nach den noch vorhandenen Farbspuren als Farbreibstein diente. Die Lampe von Grimenz hat allerdings auch auf beiden Seiten Schalen.

Ich glaube also, dass wir unbedenklich unsere zwei kleinen einschaligen „Schalensteine“, deren Technik so ganz derjenigen der grossen mehrschaligen gleicht, derselben Zeit, also wohl der Neolithik zuweisen dürfen; auch die von Reber wiederholt beschriebenen Heidenschüsseli von Zmutt dürften dahin gehören, die wohl ebenfalls als Lampen aufzufassen sind. Dass solche Schalenlampen mit den klassischen prähistorischen Schalensteinen in Beziehung zu bringen sind, dafür spricht auch die in der oben genannten neuesten Arbeit von Reber<sup>1)</sup> gemachte Anmerkung, dass neben drei beim Ausgraben eines Kellers gefundenen, wohl als Lampen gedient habenden, kleinen Schalensteinen noch ein grösserer (17:15 cm) Gravurenstein mit neun Schalen gefunden wurde, deren Technik mit derjenigen der grossen Schalensteine übereinstimmt. Die von Reber erwähnte, im Mittelpunkt der Schalen der drei einschaligen Stücke vertiefte Stelle fehlt bei unseren Stücken, deren Technik wie gesagt ebenfalls durchaus jener der vielschaligen Gravurensteine entspricht. Die neolithische Herkunft unserer Stücke wird auch durch den Umstand erhärtet, dass Reber<sup>2)</sup> auf der Höhe von Tourbillon reichliche Gefässcherben eines neolithischen Gräberfeldes nachwies.

Der oben beschriebene „Schalenstein“ aus Kalkphyllit zeigte nun, wie schon erwähnt, im Innern der Schale Überreste einer etwas russig-fettigen Schicht, die sofort auf eine frühere Verwendung des Steins als Lampe konnte schliessen lassen. Da es s. Z. nach Vorschlag von Rivière<sup>3)</sup> dem Chemiker Berthelot in Paris gelungen war, bei der berühmten paläolithischen Lampe von La Mouthe in der Dordogne aus dem aus der Innenfläche abgekratzten Staube nachzuweisen, dass tierische fettige Stoffe, ähnlich wie Speck oder Schmalz

<sup>1)</sup> L. c. p. 355. — <sup>2)</sup> REBER, Ein Instrument aus Kupfer von Tourbillon bei Sitten. ANZ. F. SCHW. ALTERTUMSKUNDE (1896), p. 34. — <sup>3)</sup> E. RIVIÈRE, La Lampe en grès de la Grotte de la Mouthe (Dordogne), BULLETIN DE LA SOCIÉTÉ D'ANTHROPOLOGIE DE PARIS (1899), p. 554; DERS., Deuxième note sur la lampe en grès de la grotte de la Mouthe, EBD. (1901), p. 624.

darin verbrannt wurden, so schien es mir von Interesse, diesen Versuch auch hier machen zu lassen, was auf meine Bitte von den Herren Proff. Rupe und Kreis in Basel, denen ich für diese Untersuchung zu grossem Dank verpflichtet bin, geschah. Der chemische Bericht lautet: „Die im Stein gefundenen Fasern sind vorwiegend Baumwollfasern. Das abgeschabte von der Oberfläche der Höhlung enthält u. a. Kohleteilchen. Eine Spur Fettsäure war nachzuweisen, mit grosser Wahrscheinlichkeit kann also gesagt werden, dass Fett vorhanden war. Es ist daraufhin kaum zweifelhaft, dass der Schalenstein als Lampe benützt wurde“. Dass dies nun schon in prähistorischer Zeit geschah, können wir von diesem Stück ja nicht absolut sicher behaupten, immerhin ist es, da dasselbe aus dem Boden gegraben wurde, in hohem Grade wahrscheinlich. Der Stein kann auch zu verschiedenen Zeiten als Lampe gebraucht worden sein. Auch spricht die ursprüngliche Einsenkung im Rande dafür, dass er primär als Lampe angefertigt wurde. Es würde dann eine der ältesten Steinlampen des Wallis darstellen in einer Form, wie sie noch in der Steinlampe von Eisten im Lötschental von 1642, die eigentlich auch einen „Schalenstein“ darstellt, sowie in der Kapellenlampe von Grimenz nachklingt. Weitere wohl sicher prähistorische Walliser Stücke sind die von Reber<sup>1)</sup> beschriebenen Heidenschüsseli von Zmutt, die nach diesem Autor wahrscheinlich als Lampen gedient haben. Ebenso sind prähistorisch zwei Lampen des Museums von Valeria in Sitten, die schon von v. Bonnstetten<sup>2)</sup> abgebildet wurden. Besonders die eine ist auffallend durch ihre Form eines gehenkeltten Bechers (Höhe 20 cm, Durchmesser am Fuss 11 cm, an der Mündung 11 cm, Tiefe der Höhlung 5 cm) (Fig. 20). Oben am Henkel ist eine tiefe Delle offenbar zum Halten des Daumens. Dieses merkwürdige Stück, dessen Photographie ich der Freundlichkeit der Herren v. Kalbermatten in Sitten und Morand in Martigny verdanke, wurde nach v. Bonnstetten in einer Höhle des Saastales gefunden und ist nach diesem Autor der Steinzeit zuzuweisen.

Der Gebrauch von Steinlampen geht bekanntlich sicher schon ins Paläolithicum zurück, nachweisbar, wie ich der

---

<sup>1)</sup> REBER, Vorhistorisches aus dem Wallis. ANZEIGER F. SCHWEIZ. ALTER-TUMSKUNDE (1891), p. 565; DERS., Vorhistorische Skulpturdenkmäler im Kt. Wallis. ARCH. F. ANTHROP. Bd. 24 (1897), p. 91. — <sup>2)</sup> G. DE BONNSTETTEN, Recueil d'Antiquités suisses, Vol. I (1855), pl. V. Fig. 1.

Zusammenstellung von Baudon<sup>1)</sup> entnehme, bis ins Solutréen und Magdalénien. Berühmt ist die hier schon genannte Steinlampe aus La Mouthe, die als runde mit Handgriff versehene Aushöhlung aus einem Stück „grès rouge du permien“, von spitz ovaler Form 17,8 cm lang, den dortigen Höhlenbewohnern diente bei Anfertigung ihrer so kunstvollen Höhlenbilder. Sie weist auf der Bodenfläche das Bild eines Steinbocks in guter Zeichnung auf. Bei diesen paläolithischen Lampen bestand das Material aus teilweise sehr harten kristallinen und vulkanischen Gesteinen, sowie aus Speckstein,



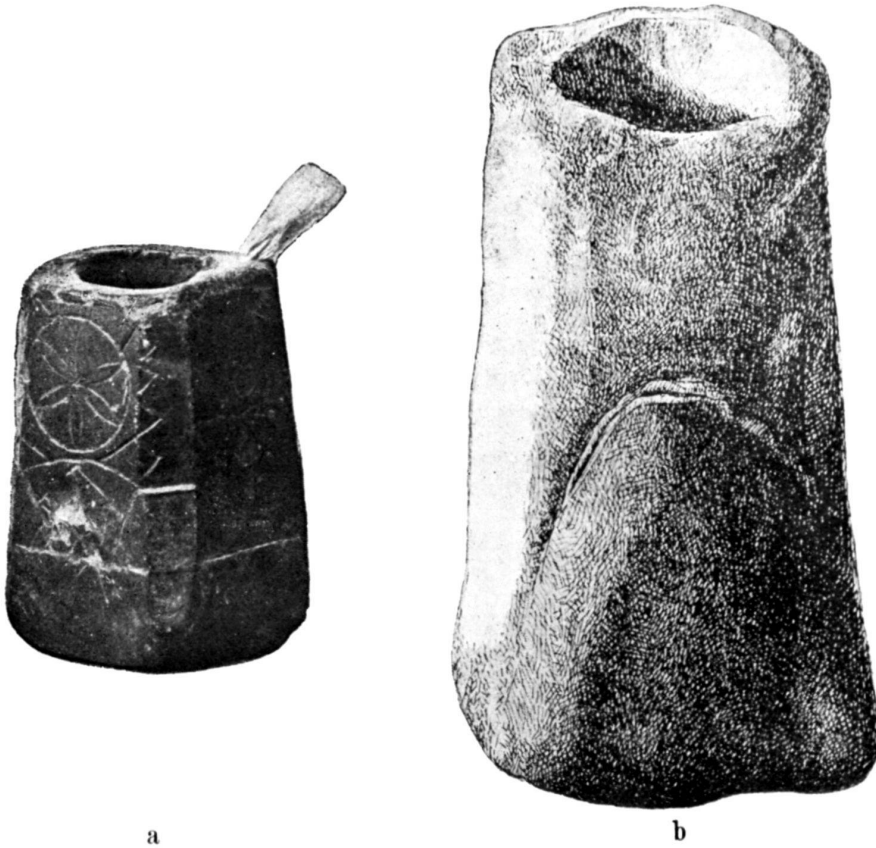
20. Prähistorische Lampe aus Speckstein. Museum Valeria, Sitten.

Sandstein und Kreide. Baudon führt im Ganzen 12 Steinlampen an, wovon zwei dem Magdalénien, zwei dem Solutréen, die andern dem Neolithicum und der Bronzezeit angehören. Sie entstammen französischen, englischen und schweizerischen Fundorten (Museum Sitten). Die Steinlampen aus neolithischer und Bronzezeit sind Landfunde, gehören also nicht den Pfahlbauten an (Fig. 21).

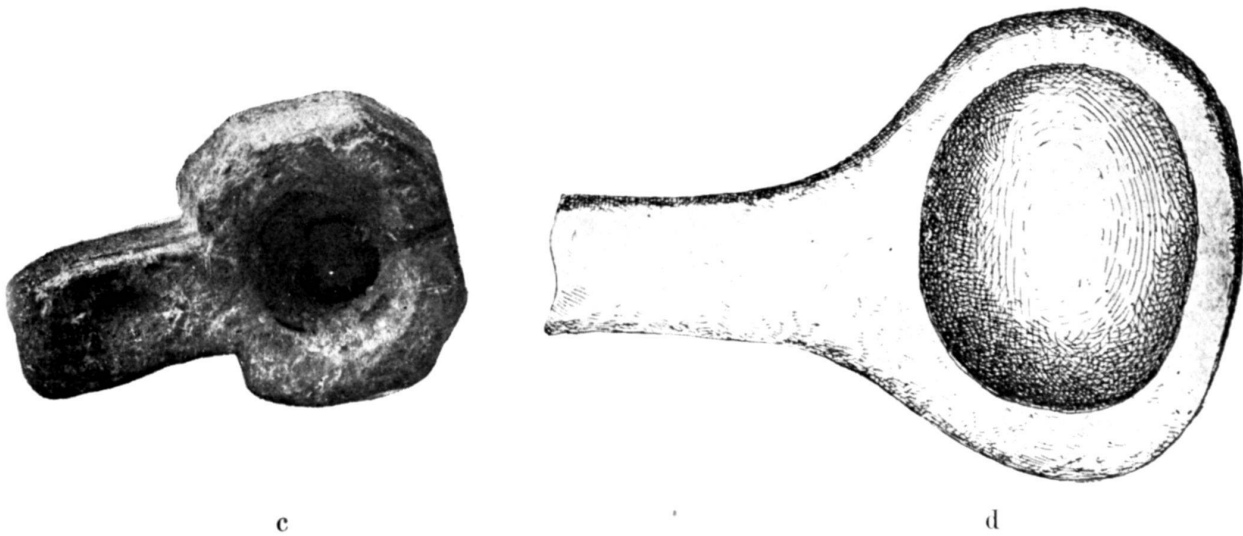
Aus den schweizerischen Pfahlbauten kennen wir merkwürdigerweise keine Steinlampen. Baux<sup>2)</sup> berichtet allerdings über Gefässfragmente aus Speckstein, die einem Pfahl-

<sup>1)</sup> TH. BAUDON, Des lampes en pierre, taillée et en terre cuite des Epoque paléolithique, néolithique et de l'Age du Bronze. Beauvais (1911). —

<sup>2)</sup> A. BAUX, Note sur le travail de la pierre ollaire aux temps préhistoriques dans le Valais. ANZEIGER F. SCHWEIZ. ALTERTUMSKUNDE (1876), p. 651.



21. Parallelförmigen gegenwärtiger und prähistorischer Steinlampen.  
 a) Specksteinlampe aus Evolena. Sammlung für Völkerkunde, Basel.  
 b) Lampe aus Quarzit, Magdalénienperiode, Abri sous roche, Puy-de-Dôme.  
 BAUDON, l. c. pl. II.



c) Specksteinlampe aus Villa bei Evolena. Sammlung für Völkerkunde, Basel.  
 d) Lampe aus Sandstein, Bronzezeit, Charente.

BAUDON l. c., pl. IV.

bau des Bielersees entstammen und die in seinem Besitz waren; ob es sich aber dabei um Lampen handelte, ist nicht ersichtlich.

Die Lampen aus den Pfahlbauten sind sämtlich aus Thon, und wie ich einer freundlichen Mitteilung von Herrn Dr. Viollier entnehme sind durchaus nicht alle als „Lampen“



22. Thonlampen aus den Pfahlbauten von Robenhausen und Wollishofen.  
Landesmuseum Zürich.

angesprochenen kleinen Thongefässe als solche anzusehen, sondern eine Anzahl sind, wie nachweisbare Metallspuren beweisen, Schmelztiigel. Immerhin hat das Landesmuseum einige wohl sichere Thonlampen aus Robenhausen und Wollishofen, also aus neolithischer und Bronzezeit, deren

Abbildung, wie diejenigen anderer Objekte des Landesmuseums, ich der Freundlichkeit der Herren Direktor Prof. Lehmann und Vizedirektor Dr. Viollier verdanke (Fig. 22).

Die Beleuchtung der Pfahlbauhütten fand, wie ich ebenfalls einer sehr dankenswerten Mitteilung des Herrn Dr. Viollier entnehme, vor allem wohl statt durch „Kerzen“ aus Birkenrinde. Das Landesmuseum besitzt einige eigentümliche, stark fingerdicke Bündel aus zusammengerollter Birkenrinde, 8—10 cm lang, wovon 3 aus Schötz, deren Bedeutung unbekannt war (Fig. 23). Abbé Breuil brachte bei einem



23. „Kerzen“ aus Birkenrinde, Pfahlbau Schötz.  
Landesmuseum Zürich.

Besuche den ethnographischen Schlüssel zu diesem prähistorischen unbekanntem Objekt, indem er dieselben als „Kerzen“ erklärte. Er hatte in abgelegenen Tälern Spaniens genau dieselben Bündel noch als Kerzen in Gebrauch gesehen. Und ganz neuestens verdanke ich Herrn Prof. Senn in Basel, der die Güte hatte, die Natur dieser Rindenstücke auf dem botanischen Institut als in der Tat aus Birkenrinde bestehend nachzuweisen, die höchst interessante freundliche Mitteilung, dass sein Assistent, Herr Dr. Bassalik aus Deutsch-Polen, diesen Gebrauch noch als heute bestehend für die Provinz Posen nachweisen kann. Letzterer schreibt mir: „Bei einigen Bauern des Dorfes Chruszczyn bei Odalonow, Provinz Posen, habe ich diese Rollen von Birkenrinde in Talg oder Leinöl getaucht gesehen, die als Lichtstümpchen dienten. Besonders waren diese Rollen in Gebrauch beim Vermahlen des Getreides auf Handmühlen während des

Winters. Die Handmühlen sind gewöhnlich in Kammern aufgestellt, die nicht als Wohnräume benützt werden und brauchen nur so viel erhellt zu werden, das Loch in dem Mühlstein, durch das jeweils eine Hand voll Getreide hineingeworfen wird, zu sehen. Ob diese Beleuchtungsart heutzutage noch verwendet wird, vermag ich nicht zu sagen. Derartige Birkenlichter habe ich sonst nirgends in Polen gesehen.“ Diese sehr interessante Mitteilung des Herrn Dr. Bassalik weist also gleich zwei uralte neolithische Pfahlbauten-survivals in Polen nach: die Birkenkerze und die Getreidehandmühle! Es wäre wichtig, dem Gebrauch dieser Birkenkerzen weiter in Europa nachzuforschen, wobei wohl der Norden am meisten in Betracht käme.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zurück zu unsern Walliser Steinlampen und sehen diese auf das Alter ihres Stammbaumes an, so sind neben den genannten die von Reber wieder neuestens beschriebenen aus Zmutt, Ayer, Grimenz von höchst altertümlichem und primitivem Aussehen hierher gehörig und sind wohl teilweise auch als prähistorisch anzusehen; andere können, wie Reber selbst annimmt, auf die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückgehen, eine zeigt gotische Formen. Historisch datiert sind dann wieder die von mir gesammelten aus Villa von 1629 und dem Lötschental von 1642. Der Gebrauch der Steinlampe scheint aber heute nur noch im letztern und im Val d'Anniviers zu leben als Kultlampe, während die Steinlampe als Hausgerät in den letzten 50 Jahren obsolet wurde.

Es führt uns diese Kontinuität zur Frage über, ob die Walliser Steinlampen zu erklären sind als Reliktenformen aus alter Zeit, als eigentliche Survivals, oder als lokal und spontan entstanden an Lokalitäten, wo vorhandener Speckstein oder verwandte, in diese Gruppe gehörende Gesteine ausreichend gefunden wurden und zur Benützung dieses leicht schneidbaren Materiales aufforderten.

Nach dem oben gesagten möchte ich ganz unbedingt der erstern Ansicht sein, dass wir es hier mit einer ununterbrochenen Kontinuität der Herstellung von Steinlampen von früher prähistorischer Zeit an bis zur Jetztzeit zu tun haben, wobei in der Prähistorie auch andere Gesteinsarten als nur Speckstein und Chloritschiefer neben diesen gebraucht wurden. Zu dieser Auffassung führt auch die Betrachtung der Be-

nützung von Speck- oder Lavezstein im Wallis selbst und seiner weitem Umgebung speziell im Alpengebiete. Dass die Verwendung dieses Materiales für Hausgeräte überhaupt seit der Prähistorie bis heute eine kontinuierliche ist, vermögen wir historisch genau belegbar nachzuweisen.

Ganz abgesehen von unsern prähistorischen Steinlampen spricht Reber<sup>1)</sup> von einem Lavezsteingefäss (Lavez ist, wie mir Herr Dr. Fankhauser mitteilt, nicht wie man früher annahm vom griechischen λέβης, Kessel, sondern vom lateinischen lapis oder lapidium abzuleiten), das in Bramois bei Sitten einem prähistorischen, wohl bronzezeitlichen, Grabe enthoben wurde, ebenso fanden sich prähistorische Scherben aus Topfstein bei Valeria. F. Keller<sup>2)</sup> beschreibt einen mit einem Eisenring und Henkel versehenen Kochtopf aus Lavezstein, der 1846 in einem Grabhügel bei Pfäffikon gefunden wurde. Als Beigaben fanden sich Bronze- und Eisengegenstände. Das ehrwürdige Kochgeschirr entspricht in Form und Grösse durchaus den heute noch allgemein gebräuchlichen Lavezkochtöpfen im Calancatal.

Ferner beschreibt Viollier<sup>3)</sup> aus dem Gräberfelde von Giubiasco im Tessin, in welchem er Gräber unterscheidet, die einer sogen. etruskischen, dann einer La Tène I und einer römischen Periode angehören, ein kleines, konisches Gefäss mit Henkeln aus Speckstein, welches der La Tène-Periode, sowie einen Kochtopf von 30 cm Durchmesser, auf der Drehscheibe hergestellt und mit 3 Eisenspangen geflickt, der einem andern Grabe entstammt, von dem nicht ganz sicher ist, welcher der drei Perioden er angehört. Ferner machte demselben Autor ein Ingenieur der Bahn Locarno-Domodossola, die Mitteilung, er habe auf dieser Strecke eine wohl sicher prähistorische Höhle gefunden, wo im anstehenden Speckstein noch Kerne von ausgebohrten Specksteinnäpfen zu sehen waren (mündliche Mitteilung). Nach Baux<sup>4)</sup> wurden 1868 in Zermatt in mehr als 1 m Tiefe in Form von Gefässkernen und Gefässstrümmern die Reste einer eigentlichen prähistorischen Fabrik von Specksteingefässen gefunden. Eine ebenfalls uralte Fabrikation von Topfsteingefässen fand

<sup>1)</sup> REBER, Steinerne Geschirre aus dem Wallis, ARCH. F. SCHW. ALTERTUMSKUNDE (1899), p. 214. — <sup>2)</sup> F. KELLER, Über den frühesten Gebrauch des Lavezsteins. EBD. Bd. I (1871), p. 215. — <sup>3)</sup> VIOLLIER, Fouilles exécutées par les soins du Musée National. I. Le cimetière préhistorique de Giubiasco. ANZEIGER F. SCHWEIZ. ALTERTUMSKUNDE. N. F. 8 (1906), p. 263 u. 269. — <sup>4)</sup> l. c.

sich nach A. de Mortillet und Gastaldi<sup>1)</sup> im Tal von Ala, südwestlich von Turin, in zwei Grotten, die bezeichnenderweise die Namen Caverne de la Magicienne tragen.



24. Gallohelvetische Töpfe aus Lavezstein. Museum auf Valeria, Sitten.

Das Museum von Sitten besitzt zwei zerbrochene Laveztöpfe, der grössere von 13 cm Höhe, oberer Durchmesser 13 cm, in Géronde gefunden, der gallohelvetischen Zeit angehörend (Fig. 24).



25. Römische Becher aus Speckstein. Historisches Museum, Basel.

Aus römischer Zeit stammen im historischen Museum in Basel eine grössere Anzahl von Bruchstücken von Lavezgefässen aus Augst, die dem 2. und 3. Jahrhundert angehören, und zwei sehr schön erhaltene, höchst wahrscheinlich ebenfalls aus dem römischen Augst stammende konische Becher,

<sup>1)</sup> A. DE MORTILLET, Vase en pierre ollaire de l'époque mérovingienne. BULL. DE LA SOCIÉTÉ D'ANTHROP. DE PARIS (1899), p. 28.

die noch deutlich die Spuren eines Metallbeschlages zeigen (Fig. 25). Ich verdanke ihre Abbildung der Freundlichkeit von Herrn Dr. Major. Auch im rhätischen Museum in Chur befinden sich Scherben von Specksteingefässen, die mit solchen in terra sigillata in Chur gefunden wurden. Ein Laveztopf mit römischen Münzen, die bis ins 4. Jahrhundert reichen, wurde nach Keller<sup>1)</sup> bei Windisch gefunden.

Auch Plinius<sup>2)</sup> erwähnt im 36. Buche seiner *Historia naturalis* den Speckstein als lapis Comensis, wenn er sagt: „In Siphno lapis est qui cavatur tornaturque in vasa vel coquendis cibus utilia vel ad esculentos usus, quod et in Comensi Italiae lapide viridi accidere scimus.“ Aus den Alpentälern nördlich von Como, wo der lapis Comensis oder ollaris gebrochen wurde, wurden nach Keller in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in weitem Umfange die Länder beidseits der Alpen mit Kochtöpfen und Bratschüsseln versehen, deren Ruf bis ins späte Mittelalter, wir dürfen beifügen, in den Südtälern Graubündens bis zum heutigen Tage sich erhielt.

Aus dem frühesten Mittelalter beschreibt A. de Mortillet<sup>3)</sup> ein kleines mit der Drehscheibe gearbeitetes Speckstein-Gefäss, einem merowingischen Kirchhof in Seine et Oise entstammend, und wie er annimmt, da er sonst in Frankreich keine Specksteingefässe kennt, Exportware von der Südseite der Alpen. Ebenfalls mit typischen Objekten der Merowingerzeit gemeinsam finden sich Specksteingefässe in der Emilia (Gastaldi). Aus dem Mittelalter zeigte mir Herr Dr. v. Jecklin, Konservator des Churer Museums, einen zylindrischen, oben abgebrochenen, unlängst bei Rätzüns gefundenen Topf aus Lavezstein, der mit Silbergroshen der Visconti aus dem Jahre 1380 gefüllt war. Eine Jahrhunderte alte Industrie von Lavezsteingefässen, die auf der Drehscheibe hergestellt wurden, bestand in Chiavenna, im Bondascatale (Bergell), sowie besonders in Plurs, wo sie nach Giovanoli<sup>4)</sup> der Gemeinde im Jahr 60 000 Dukaten soll abgeworfen haben. Heute besteht

1) F. KELLER, Über den frühesten Gebrauch des Lavezsteines. ANZ. F. SCHW. ALTERTUMSKUNDE. Bd. I (1871), p. 215. — 2) C. PLINI Secundi Naturalis Historiae libri XXXVI. Herausgegeben von SILLIG Vol. V Hamburg (1851), Cap. XXII p. 359. — 3) A. de MORTILLET, Vase en pierre ollaire de l'époque mérovingienne. BULL. DE LA SOCIÉTÉ D'ANTHROPOLOGIE DE PARIS (1899), p. 28. — 4) G. GIOVANOLI, Von den Lavezsteinen des Veltlins und Graubündens und ihrer Verwendung, mit geschichtlichen Notizen. JAHRESBER. D. NATURF. GES. GRAUBÜNDEN, Bd. 53 (1912), p. 1.

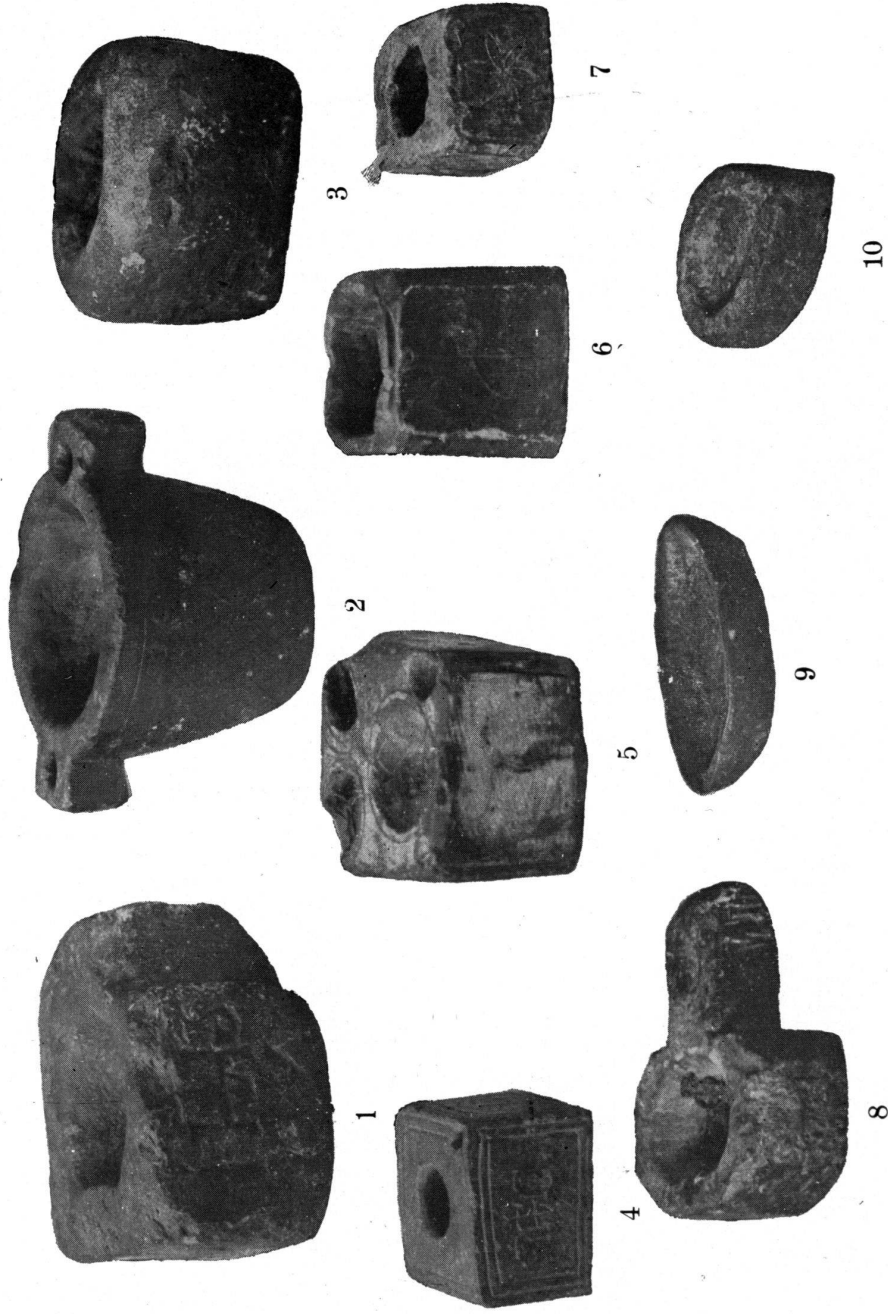
als letzter Ausläufer dieser uralten Fabrikationstechnik noch eine Fabrikation im Malencotal nördlich von Sondrio, wo die Töpfe ins Engadin und andere Bündnertäler verkauft werden. Heute noch haben, wie ich von dortigen Einwohnern weiss, die meisten Familien im Calancatal und im Misox noch fast ausschliesslich Laveztöpfe aus dem Malencotal als Kochgeschirre, die über dem Herd an eisernen geschmiedeten Herdketten über dem Feuer aufgehängt werden.

Die Laveztöpfe sollen den Speisen einen besonders kräftigen natürlichen Geschmack geben und sie rascher gar werden lassen, als in metallenen Kochgeschirren. Nach der Legende sollen Speisen in diesen Töpfen gekocht auch kein Gift annehmen, sondern dasselbe ausscheiden.

Auch im Tessin, im Maggiatal, in Lavizzara und dem anstossenden Tal von Bavone wurde, wie ich einer mir freundlichst von Herrn Claraz in Lugano zugesandten eingehenden sehr verdankenswerten schriftlichen Mitteilung entnehme, noch in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts für Anfertigung von Kochtöpfen Lavezstein gebrochen, der noch vorzüglicher sein sollte als derjenige von Chiavenna und Umgebung. Dieser Stein wurde dort, wie übrigens auch heute noch im Wallis und anderswo, auch zur Anfertigung von Ofenplatten benutzt.

Ausser Kochtöpfen aus Lavezstein wurden fabrikmässig an den genannten Orten auch Blumentöpfe, Tabakdosen und andre Gefässe hergestellt. Die Lampen werden wohl von den Eingebornen der Täler, in denen wir sie heute noch nachweisen können, selbst verfertigt worden sein, ebenso wie es ihre prähistorischen Vorfahren machten.

Bei dieser im Obigen nachgewiesenen ununterbrochenen Kontinuität im Gebrauche des Steines für Geräte dürfen wir, trotzdem Steinlampen bis jetzt in den Pfahlbaufunden noch nicht nachgewiesen sind — wir kennen sie nur aus neolithischen, bronzzeitlichen, eisenzeitlichen Land- und Grabfunden — einen ununterbrochenen Gebrauch solcher Steingeräte annehmen und in den heute noch vorhandenen Walliser Steinlampen wie in den Laveztöpfen des Misox die letzten Zweige dieses ehrwürdigen Stammbaumes erblicken, und jener Lötchentaler Bauer, der mir von seiner Steinlampe in naiver Weise sagte: „Ja, die kommt noch aus der Steinzeit“, dürfte wohl Recht haben! Wir sehen also in der Tat, dass die Technik der Anfertigung von Gefässen und Lampen aus Lavezstein,



Steinlampen verschiedener Provenienz

Sammlung für Völkerkunde, Basel

No. 1. 3. 6. Löttschental  
No. 2. Mörel

No. 4. 5. 7. 8. Val d'Hérens  
No. 9. Grönland  
No. 10. Ceylon

nicht nur, wie Capitan<sup>1)</sup> dies für Nord-Italien annimmt, sondern auch im Wallis und bei näherem Zusehen in andern Teilen des Alpengebietes z. B. Bündens, seit alter Zeit bis zur Gegenwart kontinuierlich ausgeübt wurde.

Von gegenwärtigen aussereuropäischen ethnographischen Parallelen wäre vor Allem zu erinnern an die bekannten Specksteinlampen der Grönländer und Eskimo in Form ovaler und mehr oder weniger rundlicher becherförmiger Schalen (Fig. 26), die, wie im Wallis, mit tierischem Fett, hier mit Thran und einem Docht aus Moos oder Baumwollfasern beschickt, zur Ernährung und Beleuchtung dienen. Sie finden sich auch



26. Specksteinlampen der Grönländer.

27. Steinlampe vom Adamspik.

Sammlung für Völkerkunde, Basel.

bei andern Arktikern, so bei den Tschuktschen, Korjaken und Kamtschadalen. Die Lappen und Samojuden benützen, wie mir einer der besten Kenner ihrer Ergologie, Herr J. Konietzko in Hamburg schreibt, mit Ausnahme der Lappen am Warangerfjord, welche mit Thran beschickte Hängelampen haben, keine Beleuchtungskörper. Sie begnügen sich mit dem offenen Herdfeuer und brauchen im Hause herum höchstens Kienspäne. Auch die „Kerzen“ aus Birkenrinde kennen sie nicht. Eine weit entfernte tropische Parallele sind dann Steinlampen primitiver spitzovaler Form, etwas an die Lampe von La Mouthe erinnernd, die zu kultischen Zwecken in singhalesischen Tempeln in Ceylon gebraucht und mit Kokosnussöl gebrannt werden. Das hier abgebildete Stück habe ich s. Z. vom Oberpriester der hochheiligen Buddha-Kultstätte auf dem Adamspik erworben (Fig. 27).

#### Kinderspielzeuge.

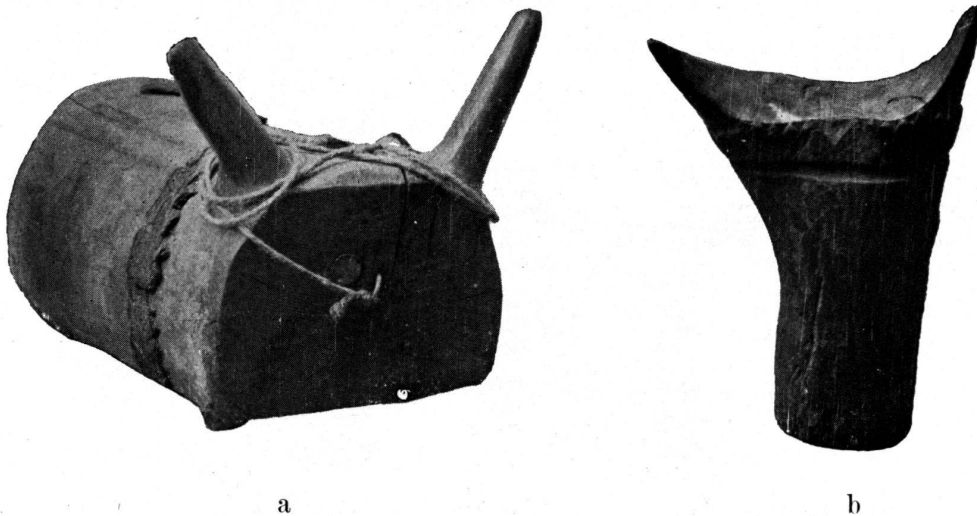
Bei einer folgenden Gruppe primitiver Objekte, die ich im Wallis fand, ist es schwieriger die Fäden nachzuweisen, die sie mit den alten Zeiten verbinden, da uns meistens direkte prähistorische oder althistorische Vergleichsobjekte

<sup>1)</sup> Vide DE MORTILLET l. c. Disussion.

fehlen. Es handelt sich hier bei gewissen Formen von Kinderspielzeug, denen ein Platz in alten Zusammenhängen anzuweisen wäre, oft mehr um eine Gefühlssache; aber hier das Gefühl walten zu lassen, ist wohl um so berechtigter, als ja allgemein bekannt ist, wie wir im Kinderspielzeug vielfach noch uralte ergologische Objekte finden, die in Kinderhand und Kinderzeit noch leben, während sie sonst nur noch bei Naturvölkern im Gebrauche sind. Ich erinnere nur an Pfeil und Bogen unserer Kinder, an die Lärminstrumente, die genau den Schwirrhölzern Afrikas und Melanesiens entsprechen u. a. m. Ich glaube, die Ethnographie hat überhaupt allen Grund, in ihrem Forschungsbereich auf Kinderspielzeuge etwas mehr Aufmerksamkeit zu verwenden als das vielfach geschah. Dasselbe kann ein bedeutsames ergologisches Aktenmaterial darstellen.

Ein solches höchst intensives Gefühl befiel mich, als ich im Sommer 1913 im Zimmer eines Bauernhauses von Pralovin bei Haudères eine Anzahl hölzerner „Kühe“ auf dem Boden herumliegen sah, mit denen die kleinen Kinder spielten. Die erste Empfindung war, so etwa müssen die Kühe ausgesehen haben, mit denen die Kinder unserer Pfahlbauern spielten! Es sind diese Kühe dargestellt in Form zylindrischer und mit der Rinde bekleideter Klötzchen von Tannen-, Ahorn-, Alpenrosen- oder Haselnussholz, deren untere Seite abgeplattet ist und am hinteren Ende in Form eines eingekerbten Kreuzes oft das Euter der Kuh markiert zeigen. Vorn und hinten sind sie gerade abgeschnitten und zeigen am vorderen Ende in einer zurechtgeschnitzten Zweiggabelung als Zeichen, dass eine „Kuh“ dargestellt werden soll, zwei an der Basis breite, gegen das Ende sich zuspitzende seitlich abstehende Hörner. Der Kopf und Schwanz, sowie die Extremitäten des Tieres fehlen also, dasselbe erscheint aber der kindlichen Phantasie als Kuh, indem eben das Hauptattribut des Rindes, seine Hörner kräftig markiert sind. Das Tier ist dabei als von oben, gewissermassen aus der Vogelschau gesehen, gedacht. Die Rinde ist oft hinter den Hörnern in Form eines Halsbandes ausgeschnitten oder zeigt auch sonst hie und da Exzisionen, wohl um die Zeichnung des Felles darzustellen. Einzelne sind auch völlig entrindet. Die Grösse dieser Kühe schwankt bei den von mir gesammelten von 26 cm Länge mit 9 cm langen Hörnern (Fig. 28<sup>b</sup>) bis zu 4,5 cm Totallänge

mit 1 cm langen Hörnern. Die Kühe dieses „Evolenatypus“, der zuerst im Jahresbericht der Sammlung für Völkerkunde in Basel für 1913<sup>1)</sup> kurz beschrieben wurde, finden sich im hintern Teil des Val d'Hérens bis nach Arolla sehr häufig im Gebrauch. Man findet sie auch hie und da auf den Wiesen weggeworfen, da das Kind sie zum Spiel beim Heuen mitnimmt. Sie werden, wie mir versichert wurde, in der Regel nicht vom Kinde selbst geschnitzt, sondern von den Vätern für die Kinder, was wohl eine bewusst konservative Formen-



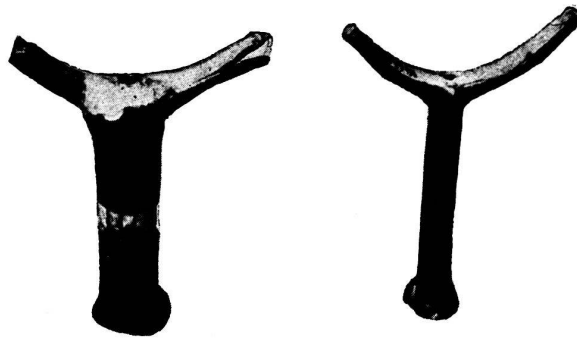
28. Grosse Spielzeugkühe von Evolena. a) Typus von Château d'Oex, b) Typus von Evolena. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

tradition, von Generation zu Generation übermittelt, bedeutet. Neben diesem, weitaus am meisten verbreiteten Typus fand ich aber auch im Sommer 1914 in Evolena und La Sage den weit seltener jetzt noch vorhandenen, aber nach Angabe Erwachsener früher reichlicher angefertigten Typus von Spielzeugkühen, denjenigen von Château d'Oex, der zuerst 1914 von Delachaux<sup>2)</sup> beschrieben wurde. Bei diesen besteht der Körper, der ebenfalls von oben gesehen gedacht wird, auch aus unten platten, hinten und vorn glatt abgeschnittenen Klötzchen, an deren vorderem Ende zwei natürliche, nicht weiter zugeschnittene divergierende dünne Zweigstücke als Hörner belassen werden. Ein ganz gewaltiges Exemplar dieser Art entdeckte meine Frau in Evolena; es besitzt unten 4 Rädchen und wurde von den Kindern herumgezogen (Fig. 28). Hier

<sup>1)</sup> VERHANDLUNGEN DER NATURF. GESELLSCHAFT IN BASEL Bd. 24 p. 334. —

<sup>2)</sup> TH. DELACHAUX, Jouets rustiques Suisses. SCHWEIZ. ARCHIV F. VOLKSKUNDE, Jahrg. 18 (1914), p. 101, pl. 1.

war die Rinde weggenommen und nur am Hals und Rücken als Band und Flecken belassen worden. Die Dimensionen dieser Riesenkuh betragen 32 cm Länge und 13 cm Höhe, die Hörner sind 9 cm lang. Fig. 28 b hat eine Höhe von 26 cm. Es wäre von Interesse festzustellen, wie weit dieser denkbar primitivste Typus der Darstellung der Kuh, wie wir ihn im Val d'Hérens fanden, im schweizerischen Gebirge noch nachzuweisen ist. Im Wallis selbst findet er sich noch selten im Lötschental, woher Herr Dr. Stebler, angeregt durch den interessanten Aufsatz von Delachaux, uns einige Exemplare einsandte, ferner in Mörel und Lourtier in ganz ähnlicher Weise als einfaches Zweigstück mit vorderer Gabelung (Fig. 29). Von letzterem Ort schenkte



29. Spielzeugkühe von Mörel. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

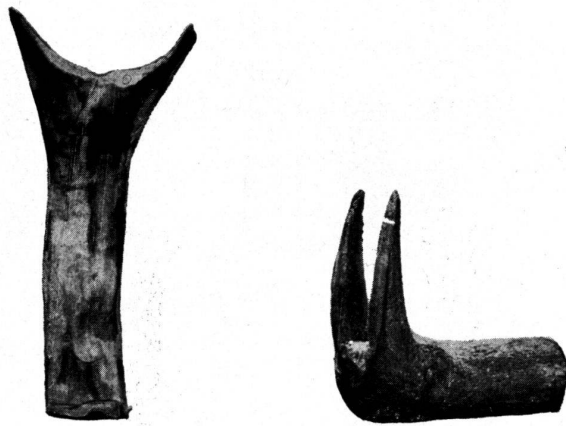
uns Herr Gabbud zwei Exemplare. Aus Graubünden erhielt ich nach Nachfrage an verschiedenen Orten ein allerdings noch mit Schwanzstummel versehenes, auch sonst etwas abweichendes Exemplar (Länge 15 cm) aus dem Prätigau, aber neuestens durch die Freundlichkeit von Frl. Gadmer in Clavadel ein genau dem Evolenatypus entsprechendes aus dem Sertigtal (Länge 4½ cm), wo sie heute noch gebraucht werden (Fig. 30). Dass im schweizerischen Hügel- und Flachlande oder auch im Jura noch solche urwüchsige Spielzeuge vorkommen neben der Flut eingeschleppten künstlichen Spielzeuges, ist wohl kaum anzunehmen.

In der Basler Sammlung für Völkerkunde, die auf solche primitive Spielzeuge ein besonderes Augenmerk richtet, befindet sich eine grosse Anzahl von ebenfalls höchst primitiven Spielzeugkühen aus Riemenstalden, dem Bündner Oberland und Stampa im Bergell. Als bisher unbekanntem Typus hebt Herr Prof. Hoffmann-Krayer<sup>1)</sup>, Vorstand der volkskund-

<sup>1)</sup> Vergl. VERHANDLG. DER NATURF. GES. IN BASEL Bd. XXVI (1915), p. 270.

lichen Abteilung, aus dieser Gruppe namentlich eine trüchtige Kuh hervor, indem auf ihrer Unterseite ein kleines Schieb-  
fach ein Miniaturkälbchen birgt. Im Übrigen kann auf diese Typen, deren Hauptvertreter die Abbildung wiedergibt, hier nicht im einzelnen eingetreten werden (Fig. 31).<sup>1)</sup>

Im Lötschental, wo ich im Sommer 1915 unter andern auch solchen primitiven Spielzeugen nachforschte, finden oder fanden sich (es gelang mir nur von einem Erwachsenen solche Stücke zu gewinnen, der mir sie so schnitzte, wie er dies als Knabe zu tun gewohnt war, bei Kindern selbst im



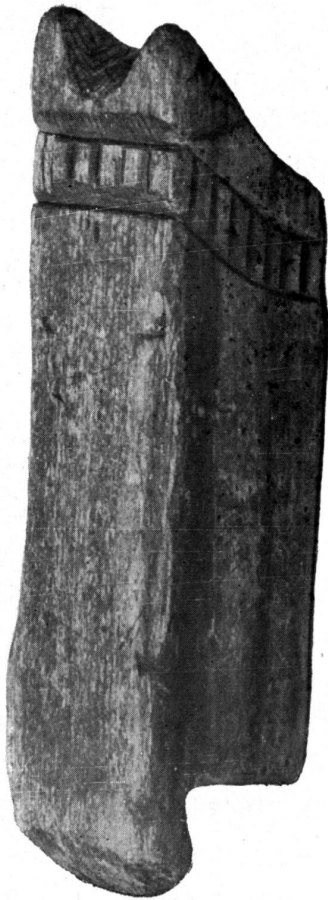
30. Spielzeugkuh und Ziege natürl. Grösse. Sertigtal bei Davos.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Gebrauch vermochte ich sie nicht aufzufinden — auch ein Merkzeichen, solche Objekte noch zu sammeln, solange sie noch zu haben sind!) aus einfachen dünnen Zweigstücklein geschnitzte Tiere, die Kühe, Stiere, Ziegen etc. mit ihren Hirten darstellen sollten. Die Tiere sind auch als von oben angesehen gedacht und bestehen aus einem berindeten unten abgeplatteten Zweigstück, die Hörner sind aus kleinen Astgabeln geschnitzt oder etwa auch nur durch abgelöste und aufgerichtete Rindensplitter markiert und haben in ihrer Anordnung für Stier, Kuh und Ziege etwas der Natur abgesehenes typisches, richtiges. Vor den Hörnern ist meist ein kleines Kopfstück markiert, auch hinten etwa ein Schwanz, und in der Rinde können kleine Exzisionen Halsbänder und Fellzeichnung darstellen. Die Grösse schwankt für Rinder von 6—8 cm Länge, für Ziegen von 3,5—6 cm. Äusserst primitiv, an gewisse Idole von Naturvölkern erinnernd, sind

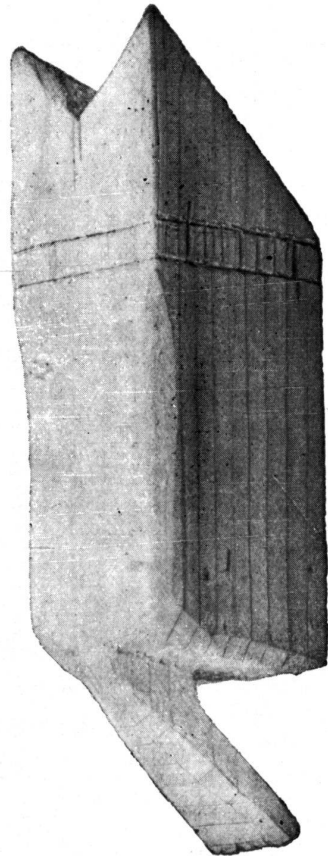
<sup>1)</sup> Wie mir Herr Prof. Singer mitteilt, hat auch Herr Dr. Zahler in Bern neuerdings eine Kollektion von Spielzeugkühen aus dem Simmental vorgewiesen.



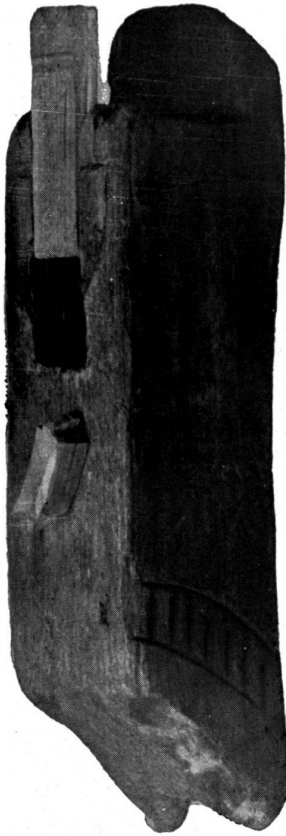
a



b



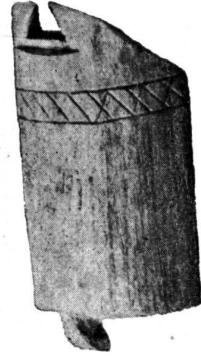
c



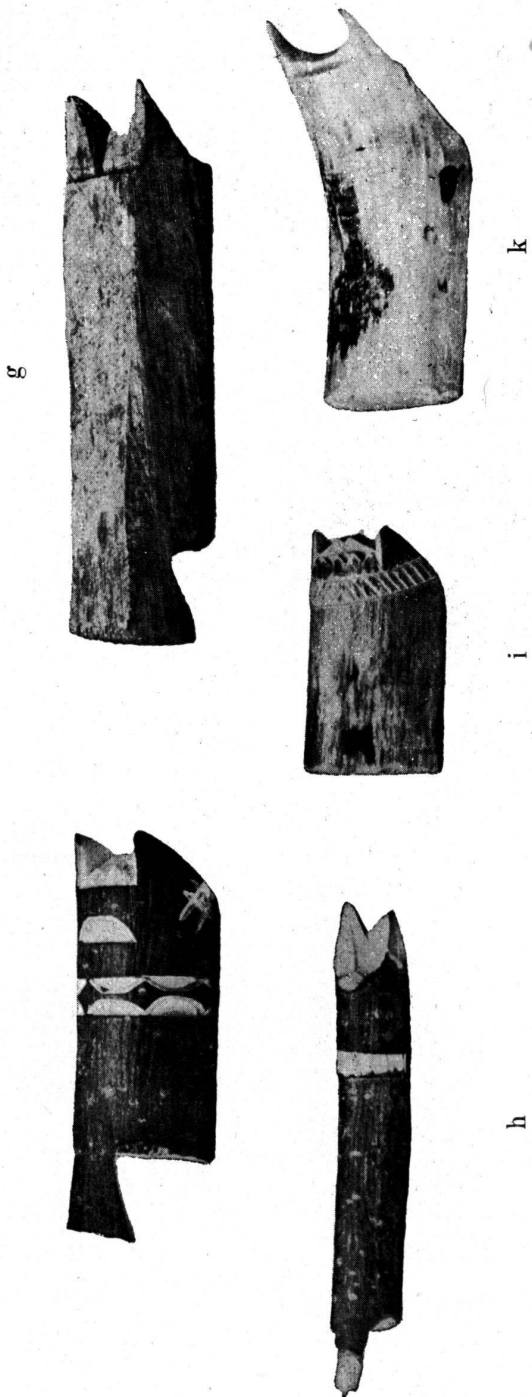
b<sup>2</sup>



d



e



31. Spielzeugkühe verschiedener Provenienz.

- a) Riemenstalden.
- b) Trächtige Kuh; b<sup>2</sup> Unterseite mit Schieb-  
lade und herausgenommenem Kalb, Pitasch,  
Graubünden.
- c) Somvix
- d) Camuns
- e) Vels Platz Graubünden
- f) Flims
- g) Tavanasa
- h) Stampa
- i) Vrin
- k) Vrin (Muni)

Sammlung für Völkerkunde, Basel.

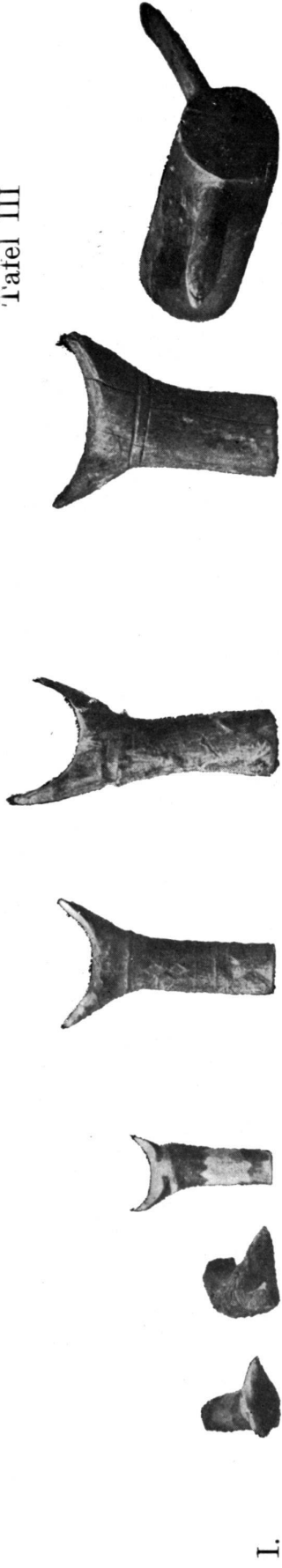
die Hirten durch einfach geschnitzte Zweigstücke dargestellt. Neben diesen hölzernen primitiven Spielzeugen bot mir aber das Lötschental eine grosse Überraschung, als ich dort bei den Kindern jetzt noch Spielzeugkühe etc. aus Knochen im Gebrauch fand. Es sind dies meist Astragali von Kühen und Ziegen, die je nach ihrer Grösse Kühe, Rinder, Stiere oder Kälber vorstellen.

Die Astragali bieten der kindlichen Phantasie, die in den zwei obern Gelenkfortsätzen die Hörner sieht, in rein ideoplastischer Weise ebenfalls das Bild einer von oben gesehenen Kuh. Hie und da dient ein zwischen die Hörner gebohrtes Loch dazu, in Form eines an einer durchgesteckten Schnur befestigten Hosenknopfes die Treichle der Herdkuh darzustellen. Kleinere, den Metatarsalknochen entnommene Knöchelchen stellen dann nach der Erklärung, die mir die die Knochen demonstrierenden Kinder gaben, aufrecht gestellt bei der Knochenherde den Hirten und den Hirtenbuben dar.

Auch für diese Knochenkühe, eines, so weit ich sehe, noch nicht beschriebenen Typus, der gewiss ebenfalls ein uraltes Spielzeug darstellt, wäre sehr wichtig näheres über die geographische Verbreitung im Alpengebiet zu erfahren, wobei, wie überhaupt bei diesen primitiven Spielzeugformen, über die Grenzen der Schweiz hinauszugehen wäre. Da ich früher schon von Herrn Prof. Egger in Basel gehört hatte, dass in Arosa Kinderspielzeug aus Knochen gebräuchlich gewesen sei, ersuchte ich Fräulein B. Ernst, damals in Arosa, sich nach solchen umzusehen, was dieselbe auch in liebenswürdiger Weise tat. Die heutigen Kinder scheinen nichts mehr von diesen „Beinerküeh“ zu wissen, wie sie genannt wurden; doch gelang es durch Nachfrage bei ältern Leuten, noch einige davon zu beschaffen.

Diese „Beinerküeh“ wurden mit Vorliebe bemalt, rot oder braun, die Hauptkuh durch die durch ein gebohrtes Loch gezogene Schnur mit der „Plümpe“ (grosse Glocke) etwa aus Staniol verfertigt, ausgezeichnet, eine andere mit dem Tscheppel (Kranz) zur Alpfahrt, die Kalbji oder Galtji (Kalb oder Rind) mit der „Chlepfa“ (kleinere Glocke).

Auch in der Nähe von Arosa, im Davosertal, speziell im Sertig- und Dischmatal sind solche Knochenkühe, wie ich nach Nachfrage den sehr verdankenswerten Angaben von Frl. Gädmer in Clavadel entnehme, welche die Freundlichkeit hatte,



I.



II.



III.

Kinderspielzeug (Haustiere) aus Holz und Knochen

Sammlung für Völkerkunde, Basel

I. Val d'Hérens

II. a. Hirt mit 2 Hirtenknaben, Knochen-  
kühe, Eisten, Löttschental

b. Kühe, Prättigau

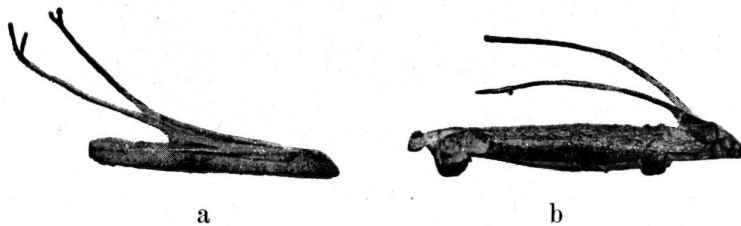
c. Val d'Hérens

III. a. "Beiner Chüeh" mit Glocke und  
Kranz, Arosa

b. Muni mit Kuh, Ziegen, Schaf und  
Schwein mit 2 Hirten, Löttschental

eine grössere Anzahl derselben unserer Sammlung zu schenken, noch heute bei den Kindern im Gebrauch. Auch hier werden die Knochen meist (Astragali und Metatarsalknochen) speziell zu Ostern vielfach bemalt. Die kindliche Phantasie unterscheidet auch hier verschiedene Tiere wie Kühe, Kälber, Ziegen, Schweine, Hunde.

Sehen wir uns nach ethnographischen Parallelen solcher höchst primitiver Haustierdarstellungen als Spielzeug um, so bietet sich ein in der ganzen Art der Auffassung verblüffend ähnliches Vergleichsmaterial bei den nordischen Völkern wie Lappen, Samojuden und Jakuten. Wir besitzen in unserer Sammlung solche Spielzeuge der Samojuden, die genau im gleichen Geiste gedacht und gemacht sind, als cylindrische, unten abgeplattete, entrindete Zweigstücke oder Klötzchen ohne Kopfstück, nur statt Kühe Rentiere darstellend (Fig. 32).



32. a. Rentier, Spielzeug der Samojudenkinder.  
b. Ziegenbock, Spielzeug aus Mörel, Wallis.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Als einziges Merkmal der Art des Tieres dient hier das Geweihe, welches durch eine einfache Astgabelung oder durch zwei abgesplattene Holzsplitterchen dargestellt wird. Das Ganze wird von oben gesehen, Beine fehlen oder sind schwach angedeutet (Fig. 33). Ähnlich den Evolener Kühen, noch

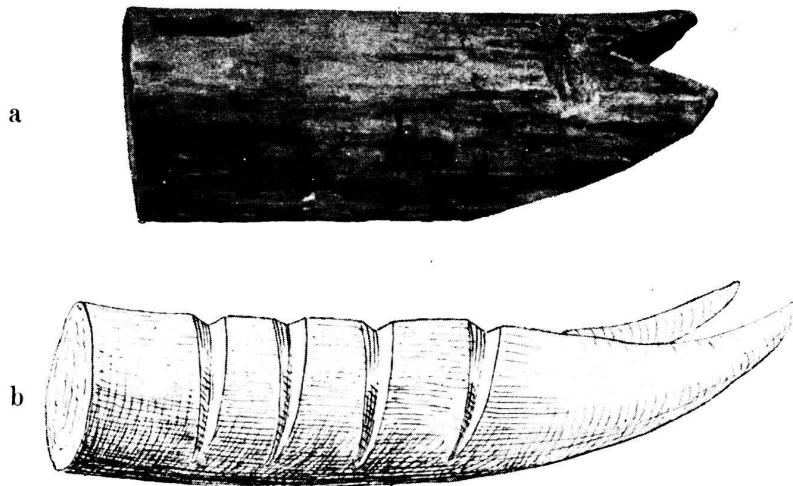


33. a—c. Rentier, Spielzeuge der Samojuden.  
d. Ziege, Spielzeug aus dem Lötschental.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

ähnlicher einer Form aus dem Bündner Oberland, sind Holzkühe, die von den Jakutenkindern gebraucht werden. Die beifolgende Zeichnung einer Jakutenkuh verdanke ich Herrn Prof. Adler aus Kasan (Fig. 34).

Aus Sumatra besitzen wir ferner ein Spielzeug, einen Büffel darstellend, bei dem das Tier auch nur durch zwei, einem Palmblatt aufgesetzte, hölzerne Hörner markiert ist.

Zu den Knochenkühen kenne ich keine ethnographischen Parallelen, bezweifle aber nicht, dass bei Nachfragen bei Naturvölkern solche zu finden sein werden. Vielleicht gehören hierher eine Anzahl von Astragali von Ziegen, Gazellen, Antilopen, Affen, etc. in der ethnographischen Sammlung von Neuenburg.<sup>1)</sup> Die Knochen sind teils mit andern Zaubergegenständen, wie kleinen Früchtchen, Knochen etc. an Leder Schnüren in Form eines Colliers aufgereiht, teils isoliert. Sie stammen von den Basutos und wurden als „Osselets de divination“ bezeichnet. Ob die isolierten auch etwa als Kinderspielzeug dienten, ist mir freilich unbekannt.



34. a. Spielzeugkuh aus Waltensburg, Graubünden.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.  
b. Spielzeugkuh der Jakuten, Sibirien.

Von der Annahme ausgehend, dass wir es bei solchen Spielzeugen mit einer weit verbreiteten primitiven und wohl sicher uralten Form plastischer Anschauung zu tun haben, sehen wir uns auch nach prähistorischen Parallelen um.

Es ist nicht einzusehen, warum unsere im höchsten Grade, schematisierten Tierfiguren ideo- und physioplastischer Art der Phantasie der Kinder unserer europäischen Prähistoriker nicht ebenso adäquat gewesen sein sollten, wie sie es den Kindern primitiver arktischer Stämme und einfacher Berg-

<sup>1)</sup> Vergl. REVUE SUISSE D'ETHNOGRAPHIE ET D'ART COMPARÉE, Neuchâtel (1914), p. 74, fig. 16.

bewohner noch heute sind. Auch weist namentlich Breuil<sup>1)</sup> ausdrücklich darauf hin, wie in der so hoch entwickelten paläolithischen Höhlenkunst die Tierdarstellung in französischen und spanischen Höhlen neben den Fortschritten von einfachen zu kunstvollen Formen eine umgekehrte regressive Ausarbeitung, Stylisierung und Schematisierung von Tierköpfen, wie Ochsen, Pferden etc. vor sich ging, bis sie sich schliesslich in blosse Ornamente auflösen.

In diesem Zusammenhang, bei der Frage nach dem Alter solcher Spielzeuge, kann uns auch die Sprachforschung einiges Licht bringen. Ich denke hier, auf diesen Punkt aufmerksam gemacht durch Herrn Dr. F. Fankhauser, der mir hiezuh sehr verdankenswerte Erklärungen lieferte, an die interessanten von Prof. Jud<sup>2)</sup> in Zürich gegebenen Ausführungen.

Es wird dort darauf hingewiesen, wie das Wort „loba“ (vergl. Refrain des freiburgischen Ranz des Vaches: *lioba, lioba, por ariâ*), welches in verschiedenen Varianten in der deutschen Schweiz, Voralberg und in der Gruyère „Kuh“ bedeutet, in derselben Gruyère und im deutschen Oberwallis zugleich auch den „Tannzapfen“ bezeichnet. Nur in letzterer Bedeutung kommt es vor in Savoyen, im Heizenberg und im Unterengadin. Tannzapfen nun als Kinderspielzeug in der Bedeutung von Kühen oder andern Haustieren sind weithin nachgewiesen im Alpengebiet. So bildet Delachaux<sup>3)</sup> eine sehr physioplastisch gebildete, aus einem Tannzapfen hergestellte, mit Beinen und Hörnern versehene Kuh als Kinderspielzeug aus Savoyen ab. Tannzapfentiere kommen auch vor in Catalonien, Frankreich und Deutschland.

„Loba“ = Tannzapfen ist nun nach Jud ein vorrömisches Wort einer uralten, auch vorkeltischen Sprachschicht im Alpengebiet, einer Sprachschicht, die sich stellenweise von Albanien bis zu den Westalpen noch nachweisen lässt. Die ursprüngliche Bedeutung „Kuh“ ist an vielen Orten nicht mehr vorhanden, wohl aber die sekundäre von „Tannzapfen“, die sich aus der Verwendung dieser Objekte als Kinder-

<sup>1)</sup> BREUIL, Exemples de figures dégénérées et stylisées à l'époque du Renne. Extr. du COMPTE RENDU XIII<sup>e</sup> CONGRÈS D'ANTHROPOLOGIE Session de Monaco (1906), p. 394 ff. — <sup>2)</sup> J. JUD, Dalla storia delle parole lombardo-ladine. BULLETIN DE DIALECTOLOGIE ROMANE, Tome III (1911), p. 14—16. — <sup>3)</sup> DELACHAUX, Jouets rustiques suisses, LE RAMEAU DE SAPIN, Neuchâtel (1. Mai 1915), p. 21, fig. 1.

spielzeug ergeben hat. Die Tannzapfen werden heute noch in deutschen und romanischen Dialekten mit Haustiernamen bezeichnet, wie Chüeli, Schäfli, Geiss, vache, mouton etc. Das vorrömische Wort „loba“ = Kuh ist später, als die lateinische Sprachschicht jenes Sediment eines uralten, gemeinsamen mitteleuropäischen Alpenidioms überdeckte, allmählich vom lateinischen Ausdruck vacca = Kuh verdrängt worden, der jetzt in allen romanischen Sprachen zur Bezeichnung der „Kuh“ dient.

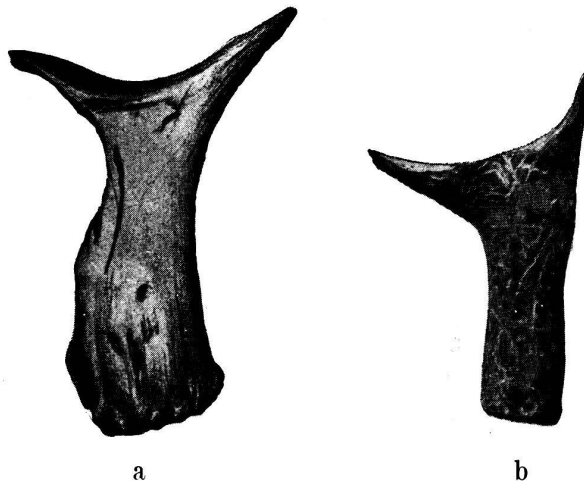
Für das deutsche Sprachgebiet verdanke ich Herrn Prof. Singer in Bern den freundlichen Hinweis, dass nach dem Grimm'schen<sup>1)</sup> Wörterbuch in verschiedenen Gegenden Mitteldeutschlands „Kuh“ für Tannzapfen gebraucht wird, so u. a. im Thüringischen. Sehr interessant ist die Grimm'sche Angabe, dass in der mitteldeutschen Kindersprache môtschekuh = Kuh heisst, wobei zu beachten ist, dass Mutsche = Kieferzapfen bedeutet. Die zu den Ausführungen über die Beziehungen der Worte „Kuh“ und „Tannzapfen“ beigefügte Bemerkung des Wörterbuches: „Es mag auch hier eine uralte religiöse Beziehung vorhanden sein“ ist nun wohl dahin abzuändern, dass seit uralter prähistorischer Zeit die Kinder Tannzapfenkühe als Spielzeug verwendeten.

Wie also hier sprachwissenschaftlich das prähistorisch hohe Alter des Gebrauches von Tannzapfen-Kühen nachweisbar ist, so besteht ein solches zweifellos auch bei den andern oben beschriebenen primitiven Spielzeugen, wenn uns hier schon der sprachvergleichende Beweis fehlt. Es erscheint überhaupt und wird Objekt weiterer Forschung sein, dass sich, wie in der Sprache, so auch in andern ergologischen Leitartefakten (Maskengebräuchen, Steinlampen, primitiven Spielzeugen etc.) je länger, je mehr Spuren einer vielleicht ziemlich homogenen prähistorischen Bevölkerung, des homo alpinus unseres zentraleuropäischen Alpengebietes, werden nachweisen lassen.

Obschon wir aus paläolithischer Zeit keine sichergestellten parallelen Belegstücke zu unsern uns so prähistorisch anmutenden Evolenakühen aufstellen können, so dürfen wir gewiss den Ausspruch von Hörnes<sup>2)</sup>, dass sich die primitive Kunst aller Zeiten gleiche, auch auf das primitive Kinder-

<sup>1)</sup> GRIMM'SCHES Wörterbuch, Bd. 5, p. 2551. — <sup>2)</sup> M. HÖRNES, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa (1898).

spielzeug als primitivstes „Kunstwerk“ anwenden. So gut das Kind der Lappen und Samojuden wie dasjenige des Lötschentals in durchaus analoger Weise sein Rentier und seine Ziege mit den einfachsten Mitteln typisch und konform aus einfachen Zweigstückchen darstellt, so gut mag auch das paläolithische Kind oder sein Vater wie dasjenige des Val d'Hérens in konformer Darstellungsweise in Nachbildung der umgebenden Tierwelt primitive Spielzeuge verfertigt haben. Und in der Tat ist vielleicht die Vermutung gestattet, ob nicht ein unsern Evolenakühen ganz frappant gleichendes



35. a) Objekt aus Knochen aus der Caverne du Pape, Brassempuy, Magdalénien, PIETTE, pl. LXXX. fig. 5. — b) Spielzeugkuh aus Evolena. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

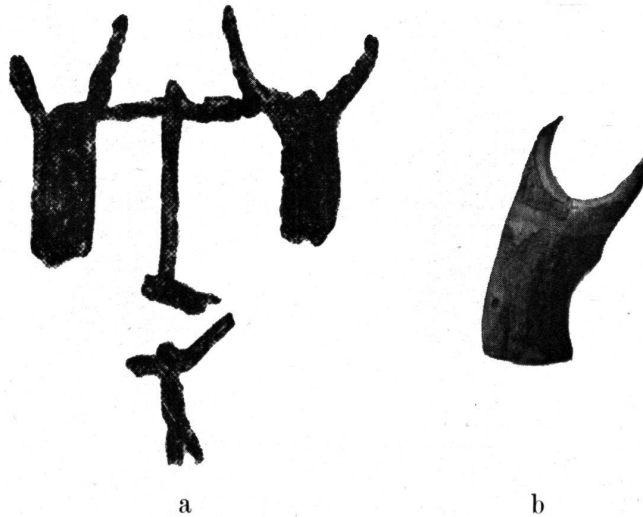
rätselhaftes Objekt aus Knochen, welches im Atlas von Piette<sup>1)</sup> abgebildet ist und in der Höhle von Brassempuy der grande galerie de la caverne du Pape, entstammt, ein solches Spielzeug war. Es besteht aus einem 8½ cm langen, ziemlich zylindrischen Klötzchen aus Knochen, an dem vorn zwei je 2½ cm lange, an der Basis breite, gegen die Spitze sich verschmälernde hornartige Fortsätze angeschnitzt sind. Nahe an der Basis dieser Hörner ist der Kopf einer Hirschkuh, in flachem Relief gearbeitet, erkennbar. Sollte nicht hier die Ethnographie wieder den Schlüssel geben können für die Bedeutung dieses „instrument à deux pointes“ als Spielzeug, und sollte es nicht recht wohl denkbar sein, dass bei der heute noch bei allen Völkern aller Zonen bestehenden und von der Rasse unabhängigen Ähnlichkeit des kindlichen Geistes und der kindlichen Spiele, sowie der Gleichartigkeit

<sup>1)</sup> E. PIETTE, *L'art pendant l'âge du Renne*, Paris (1907), Pl. 80, fig. 5.

niedriger Kunstformen das paläolithische Höhlenkind sich an ähnlichen primitivsten Spielzeugen ergötzte, wie heute das Bergkind von Evolena? Nur würde das Spielzeug dort wohl einen Bison, hier eine Kuh darstellen.

In beiden Fällen kürzt das Hörnerpaar die Gesamtfigur in durchaus analoger Weise ab.

Als Parallelen aus neolithischer und späterer Zeit zu unseren Walliser Spielzeugkühen wäre auch denkbar gewesen, dass für die Kinder der Pfahlbauer ein Astragalus der damaligen Haustiere in gleicher Weise als Kuh und Rind beim Spiele gedient hätte, wie heute den Kindern von Löttschen.



36. a) Prähistorische Darstellung von Rindern mit Pflug und Mann. Maraviglie Hoops, p. 53, fig. 20. — b) Spielzeugkuh von Evolena. Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Der Beweis hierfür ist allerdings schwierig, er könnte nur geleistet werden, wenn sich an solchen Pfahlbauastragali als Stigma das oben genannte gebohrte Loch finden würde, durch welches eine Schnur gezogen werden kann. Herr Dr. H. Stehlin war so freundlich, die Bestände der Astragali aus der Pfahlbauzeit im Basler Museum daraufhin durchzusehen, konnte aber nichts finden.

Immerhin sehen wir aus neolithischer Zeit doch Parallelen zu unserm Evolenatypus, indem Evans<sup>1)</sup> aus der Gegend der Maraviglie am Col di Tenda, einer alten Verkehrslinie zwischen Provence und Po, prähistorische Felsgravierungen aus neoli-

<sup>1)</sup> J. EVANS, Die europäische Verbreitung primitiver Schriftmalerei und ihre Bedeutung für den Ursprung der Schreibrift. In: Die Anthropologie und die Klassiker, Übersetzung von J. Hoops, 1910, p. 53, fig. 20.

thischer und Bronzezeit herrührend abbildet, wo Männer mit Ochsen, die Pflüge und Eggen ziehen, dargestellt sind. Die Ochsen sind hier auch von oben gesehen gedacht und als rechteckige Klötzchen ohne Beine dargestellt, an denen vorn ohne eigentlichen Kopf zwei Hörner angebracht sind, sie so als Kühe oder Ochsen markierend (Fig. 36). Sie gleichen so, wie Evans bemerkt, fast mehr Figuren von Käfern als Kühen.

Nicht weit entfernt vom Evolenatypus ist auch eine Spielzeugkuh aus Schipenitz in der Bukowina, einem neolithischen Töpfereiemporium, die ich mit andern neolithischem Kinderspielzeug aus Thon, wie Schafe etc., in der prähistorischen Sammlung des naturhistorischen Museums in Wien sah und deren Abbildung ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Szambathy verdanke (Fig. 37). Auch hier sind neben dürftiger Andeutung



37. Neolithisches Kinderspielzeug aus Thon, Schaf und Kuh.  
Schipenitz, Bukowina.

Prähistorische Sammlung, Naturhistorisches Hofmuseum, Wien.

des etwas defekten Kopfes vor allem die Hörner betont, immerhin ist der Leib auch etwas modelliert und sogar mit vier kurzen Extremitätenstummeln versehen, bewahrt aber doch noch eine Klötzchenform.

Was dieses Betonen der Hörner betrifft bei plastischen Nachbildungen des Rindes, so bemerkt Hörnes<sup>1)</sup>, wie bei der Bronzeplastik der Hallstattperiode, wie auch sonst bei den häufigen Darstellungen des Rindes, welches bei ackerbautreibenden Völkern ein heiliges Tier war und reichliche symbolische Nachbildung erfuhr, neben der Darstellung der Gestalt vor allem der Kopfteil, resp. das Hörnerpaar allein, eine besonders wertvolle Abkürzung der Gesamtfigur darstellt.

Wir können also sagen, dass unsere Evolener Kühe und verwandte Typen die glyptische Ausprägung darstellen von kindlich-naiven, linearen Formanschauungen, wie sie seit alter prähistorischer Zeit nachweisbar sind. Es ist eine Art der

<sup>1)</sup> l. c. p. 500.

Tierdarstellung, wie sie bei Naturvölkern heute noch, besonders im Norden auf Knochen und Elfenbein, aber auch auf Häuten und Trommelfellen zeichnerisch, teilweise auch mit der Nebenbedeutung hieroglyphischer Bilderschrift, geübt wird und sich auf die schematische Hervorhebung des unbedingt typischen einer Tierform beschränkt, also hier des Gehörns und Geweihs mit Weglassung allen Beiwerks. Wir finden diese Art zu sehen beim fast zum Ornament verflüchtigten Bisonkopf, wie er auf die Wände paläolithischer Höhlen gemalt ist, bei den bronzezeitlichen Ochsen der Maraviglie zeichnerisch, wie bei den Spielzeugrentieren der Lappen und Samojeden, den Kühen der Ttschuktschen und denjenigen des Wallis und anderer Alpengebiete plastisch.

### Ornamentik.

Im Val d'Hérens besteht oder bestand bis vor kurzem eine bodenständige Bauernkunst, die sich in geschmackvoller Ornamentierung verschiedener Haushaltungsgegenstände aus Holz, wie Schachteln, kleine Truhen, Kästchen, Holzgefässe, vor allem auch der bekannten Wiegen von Evolena gefiel. Diese Kunst der Ornamentik, die sich vor allem in schönen Kerbschnittarbeiten äussert — Keramik fehlt — zeitigte aber auch höhere Leistungen, wie mir in einem Bauernhaus in Evolena ein vom Grossvater der Besitzer geschnittener, ausserordentlich schön gearbeiteter Kruzifixus bewies. Das Schnitzen schöner Stücke soll in dieser Familie heimisch gewesen sein. Unter den genannten Kerbschnittornamenten finden sich auch mehrere, die bei aller Naivität der sie ahnungslos schnitzenden Künstler auf uralte Motive zurückgehen. Das erste ist ein Salzgefäss von Villa in Form einer runden Schachtel (Durchm. 12,5 cm, Höhe 8 cm), deren Wandung aus zusammengebogenem Föhrenholz, deren Boden aus ausgefalztem Tannenholz besteht (Fig. 40<sup>a</sup>). Die umgebogene Wandung wird durch eine Bastnaht in gleicher Weise zusammengehalten, wie wir es noch bei Rinden- oder Holzgefässen arktischer Völker sehen. Um den obern Rand und Boden, sowie um die Mitte des Gefässes, läuft als Ornament in sauberer Kerbschnittarbeit je ein Zickzackband von zirka  $\frac{1}{2}$  cm Breite. Ich muss gestehen, auch dieses Gefäss machte mir einen durchaus prähistorischen Eindruck, treffen wir hier doch in reinster Form auf eine uralte Art der Ornamentierung von

Gebrauchsobjekten, eine Art des Geräteschmucks, welche wir bis in die paläolithische Rentierzeit nachweisen können, und die sich auch heute noch auf Geweben und Gefässen von



38. Rentierhorn mit Zickzackornament, Laugerie-basse, Magdalénien.  
GIROD ET MASSÉNAT, pl. XVIII, fig. 4.

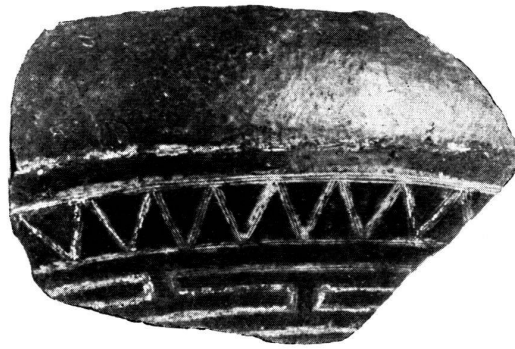
Naturvölkern findet, von den Töpfen der Andamanen bis zu den Mustern schön gewebter afrikanischer und asiatischer Stoffe (Fig. 38).



a

39 a. Topf aus dem Bronzezeitpfahlbau Wollishofen mit Zickzackband.  
Landesmuseum Zürich.

b. Pfahlbau-Topfscherbe unbekannter Herkunft.  
Museum Neuenburg.



39 b

Dieses Zickzack- oder Wolfszahnornament (chevrons) finden wir wie gesagt schon auf Knochen und Geweihstücken der Rentierzeit<sup>1)</sup>. Hörnes<sup>2)</sup> glaubt, dass diese Zickzacklinien als erste Anfänge einer primitiven Ornamentik der Oberflächen-



a

b

40 a. Salzgefäß aus Villa bei Evolena, mit Wolfszahn-Dekor.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

b. Topf der Bronzezeit, Pfahlbau Enge Zürich, mit Wolfszahn-  
Dekor in Kerbschnitt-Arbeit. Landesmuseum Zürich.

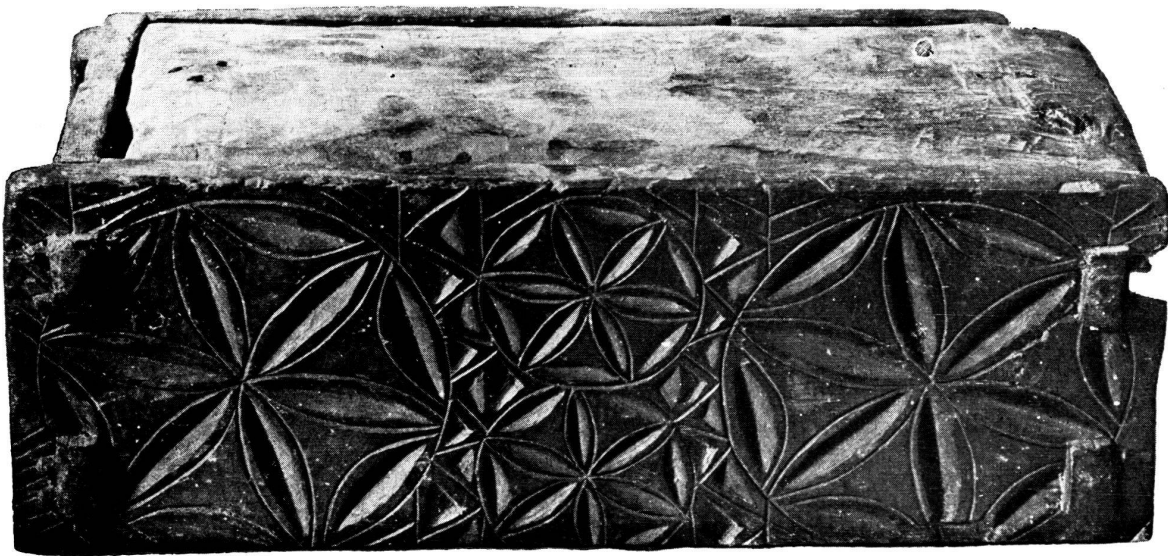
zeichnung von Tieren, den Haaren entnommen wurden und aus der Verbindung einzelner parallel gerichteter Striche als selbständige geometrische Dekoration sich entwickelten. Wir finden später dieses Zickzackornament in der Neolithik und

<sup>1)</sup> Vergl. z. B. PIETTE, l. c. pl. I. fig. 7 a, pl. XXXIX, fig. 4, u. A. m. —

<sup>2)</sup> l. c., p. 34.

Bronzezeit weit verbreitet als Zickzackband der Bandkeramik, wie sie die Donau heraufkam in verschiedenen Variationen mit Schraffierungen; es findet sich auch prämykenisch und mykenisch in Cypern, Troja, Ägypten, Süd- und Südwest-Europa (Fig. 39).

Wahrhaft verblüffend gleicht in Dekor und Technik unserem Evolener Salzgefäss, das, man möchte sagen, fast photographisch ähnlich, ebenfalls in Kerbschnitttechnik her-



41. Geschnittze Kassette von La Sage bei Evolena mit Kerbschnitt-Ornamentik.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

gestellte Band eines Topfscherbens, welches ich bei Anlass des Besuches der gegenwärtig bei der Tonhalle in Zürich ausgebaggerten bronzezeitlichen Pfahlbauwohnstätte sah (Fig. 40 b). Ich verdanke die Abbildung dieses Topfes sowie desjenigen von Wollishofen der Freundlichkeit des Herrn Dr. Viollier, diejenige des Topfscherbens von Neuenburg Herrn Dr. Vouga.

Besonders reichlich findet sich dann das Zickzackornament in der Hallstattzeit sowohl auf Metall als auch in der Keramik und lebt überhaupt in reichster Weise bis in die Gegenwart über alle Erdteile verbreitet. Wenn wir aber in unserer täglichen Kulturumgebung dieses so häufige Ornament völlig unbeachtet lassen, so werden wir uns, begegnen wir ihm in so rein und primitiv ausgeprägter Form in einem Milieu, wie Evolena, der uralten Wurzel wieder bewusst,

aus der heraus es ohne jede Continuitätsunterbrechung im Laufe der Jahrzehntausende entstand und sich bis heute über die Erde verbreitete.

Ein weiteres freilich viel jüngeres Motiv der Ornamentik im Kerbschnitt findet sich besonders auf Holzschachteln und



42. Romanische Truhe mit Kerbschnitt-Ornamentik.  
Museum von Valeria, Sitten.

Kassetten, wie sie z. B. die Frauen brauchen, um für sie wertvolle kleinere Objekte aufzunehmen, in Form von meist mit einem Kreise umgebener Rosetten (Fig. 41). Allerdings sind die Arbeiten dieser Art aus dem 17. und 18. Jahrhundert bedeutend sorgfältiger ausgeführt, als die aus dem 19. Diese Schachtelornamente wurden, wie mir versichert wurde, meist von den Eigentümern selbst geschnitten, ein Beweis einer wirklich im Volke lebenden künstlerischen Begabung, also echter Volkskunst.

Dieses Ornament können wir im Wallis und seiner Umgebung allerdings nicht prähistorisch, aber doch als mehr als 1000jähriges Ornament-Motiv historisch nachweisen, indem es sich, um nur wenig anzuführen, in Stein gearbeitet findet als merowingisch-karolingisches Ornament auf einem Ambon der alten Kirche in Romainmôtier<sup>1)</sup>, dem 7. oder 8. Jahrh. angehörend. Dann begegnen wir ihm wieder auf einigen der berühmten, dem 13. Jahrhundert angehörigen, Truhen des Museums von Valeria bei Sitten (Fig. 42). Ausserhalb der Schweiz finden wir diese Rosette, um nur ein Beispiel zu nennen, ebenfalls im 13. Jahrh. an Grabmälern der Bogumilen in Bosnien und modern, als Produkt der Volkskunst durchaus ähnlich den Evolener Kästchen, auf einem Nähkörbchen eines Kuhländer Bauernhauses bei Prerau in Mährisch Ostrau<sup>2)</sup>, auch sonst weit verbreitet in Europa bis Nordafrika. Der Kerbschnitt ist in der Tat eine uralte Kunst und nach Fechtner<sup>3)</sup> an den Küsten der Nord- und Ostsee schon seit prähistorischen Zeiten herrschend. Kerbschnitt-Ornamentik in Ton findet sich also, wie gesagt, bei uns in der Bronzezeit im Pfahlbau Enge-Zürich. Aus der Römerzeit kennen wir die schönen Kerbschnitt-Ornamente der terra sigillata, wie überhaupt diese Ornamentik in verschiedenem Material ausgeführt wird, wie in Ton, Stukko, Backstein, besonders aber in Holz, wo Kerbschnittdekor eine Menge von Kleingerät schmückt. Besonders aus Südeuropa, zumal aus Bosnien, sind ganz prachtvolle Stücke bäuerlicher Kerbschnitt-Ornamentik im Museum für österreichische Volkskunde in Wien zu sehen, wie Mangelbretter u. a. m. Für die Schweiz weist Stückelberg<sup>4)</sup> darauf hin, dass sich das Kerbschnitt-Ornament erhielt besonders in den Bergländern der heutigen Diöcesen Chur und Sitten, wo es eben auf einer Menge von Hausgeräten wie Truhen, Kästchen etc. angebracht ist.

Von dieser alten und für die historische Betrachtung ehrwürdigen Bauernkunst gilt eben, was Haberlandt<sup>5)</sup> sehr

<sup>1)</sup> A. NÄF, Les phases constructives de l'église de Romainmôtier ANZEIGER F. SCHW. ALTKDE. N. F. Bd. 7 (1915), p. 210 pl. XXI. — <sup>2)</sup> ZTSCHR. F. ÖSTERR. VOLKSKUNDE (1903), Taf. III, Fig. 2. — <sup>3)</sup> A. FECHTNER, Die Kunst der Holzbearbeitung bei Sachsen und Friesen. ZSCHR. D. VER. F. VOLKSKUNDE 23 (1913), p. 365. — <sup>4)</sup> A. STÜCKELBERG, Mittelalterliche Ornamentik im Bistum Chur. SCHWEIZ. ARCHIV F. VOLKSK. 11 (1907), p. 104. — <sup>5)</sup> ZTSCHR. F. ÖSTERR. VOLKSKUNDE (1907), p. 168.

zutreffend sagt: „Die Bauernkunst ist nicht bloss verspätete und altmodisch gewordene Bürgerkunst, sondern vielfach ein Überlauf der Quelle aller Kunst überhaupt, ein Seitenzweig des grossen Urstammes der allgemeinen menschlichen Kunstbetätigung. Im Dunkel gleichsam prähistorischer Zeitläufte überlieferte Traditionen sind in ihr erhalten oder verwaltet und ihr Kapital von Formen und Techniken ist kein blosses Almosen der höhern Kultur, sondern oft uralte treu bewahrter Besitz. Das Gleichnis des mundartlichen Charakters der Bauernkunst beleuchtet dieses Verhältnis vielleicht am deutlichsten.“

#### Kesselkette.

In den meisten Häusern von Evolena, in den Sennhütten auf den Alpen, finden wir über dem einfach gebauten Herde, der auf einer viereckigen Basis aus grossen Steinplatten in einer Ecke steht, meist drei grössere rohe Steine, auf denen der grosse, früher meist bronzene Kochkessel aufliegen kann; dieser letztere ist an einer Eisenkette (Kesselhaken, Heli) über dem frei lodernnden Feuer aufgehängt, die aus einem System von drei gedrehten Eisenstangen besteht, die durch zwei Ketten von vier Ringen verbunden werden und welche in die Haken am Ende der Stangen eingehenkt, je nachdem zur Verkürzung oder Verlängerung der ganzen Kesselkette dienen. Das oberste Stangenstück besitzt oben einen Haken zum Einhängen an der Decke, das unterste einen solchen zum Aufhängen des Bügels des Kochtopfs. Die Totallänge einer solchen Kette beträgt zirka 215 cm, wovon zirka 150 cm auf die geraden Stangenstücke und der Rest auf die Kettenglieder kommt. Diese Ketten sind heute also noch überall verbreitet und im Gebrauch. Woher diese offenbar alten und oft ausgezeichnet schönen Schmiedearbeiten im Val d'Hérens stammen, konnte ich nicht erfahren, jedenfalls wurden sie seit Menschengedenken nicht mehr im Tal gemacht. Im Val d'Anniviers wurde mir allerdings angegeben, dass z. B. in Vissoye heute noch vom Schmiede Kesselketten angefertigt würden. Eine Angabe von Evolena lautete, dass sie früher wahrscheinlich von Aosta hergebracht wurden, wo die Evolener nach alten Urkunden zwischen dem 14.—17. Jahrhundert über den Col du Mont Colon Handelsbeziehungen hatten. Man soll heute noch in Aosta den Markt-

platz der Leute von Evolena zeigen, sowie bei Prarayer-Ollonon die Stelle, wo sie ihre Maultiere anbanden.

Diese Kesselketten, die auch im Lötschental allgemein gebräuchlich sind, gehören heute wesentlich noch dem Alpengebiete an, sie waren früher auch im Jura weit verbreitet. In Prêles, Tessenberg, sah ich 1915 noch eine, die zeitweise noch gebraucht wird. Das Museum von Bern besitzt solche aus der Lenk und von Grindelwald, sie kommen im Berner-oberland noch häufig vor in den Sennhütten. Seltener sind sie in Graubünden (Somvix, Engadin). Eine prächtige, mit vier untern Haken versehene Herdkette besitzt das Engadiner Museum in St. Moritz. Im Calancatale wieder sind sie heute noch allgemein im Gebrauch, und an ihrem untern Haken hängt dort noch wie zur römischen und zur vor-römischen Zeit der alt-ehrwürdige Kochtopf aus Lavezstein. Im Museum von Bregenz sah ich ebenfalls sehr schöne Exemplare aus dem Montafun und Walsertal im Vorarlberg stammend, wo sie heute noch von den Bauern beim Kochen der Polenta gebraucht werden.

Dieses altertümliche Herdgerät, die Kesselkette oder der Kesselhaken, kann ebenfalls auf einen alten, ununterbrochenen Stammbaum zurückblicken, der von der Prähistorie bis zur Jetztzeit führt. Wir kennen dasselbe genau in der heut noch gebräuchlichen Form seit der La Tène-Zeit, mit dem einzigen Unterschied, dass am untern Ende zwei durch Kettenringe bewegliche Stangen mit Endhaken in die zwei seitlichen Ösen des bronzenen Kochtopfes eingreifen, während die heutigen nur einen haben, an dem der Henkel des Topfes aufgehängt wird. Diese Endstange der neuern Kesselketten kann sich allerdings wieder unten in mehrere, bis vier fixe Haken auflösen (Somvix, Engadin).

Als ältesten Fund dieser Art bezeichnet Brenner<sup>1)</sup> eine mit einem transportablen dreibeinigen Eisengestell (Höhe 150 cm) versehene Kesselkette, die in Dühren (Baden) gefunden wurde und im römisch-germanischen Museum in Mainz sich befindet. Sie gehört der mittleren La Tène-Zeit an. Andere der spätern La Tène-Periode angehörige Kesselketten wurden in Alteburg (Hessen) und Milseburg (Rhön) gefunden, einige weitere in Emmendingen. Ein prächtiges

<sup>1)</sup> E. BRENNER, Zur Geschichte des Kesselhakens, MAINZER ZEITSCHRIFT 5 (1910), p. 50.

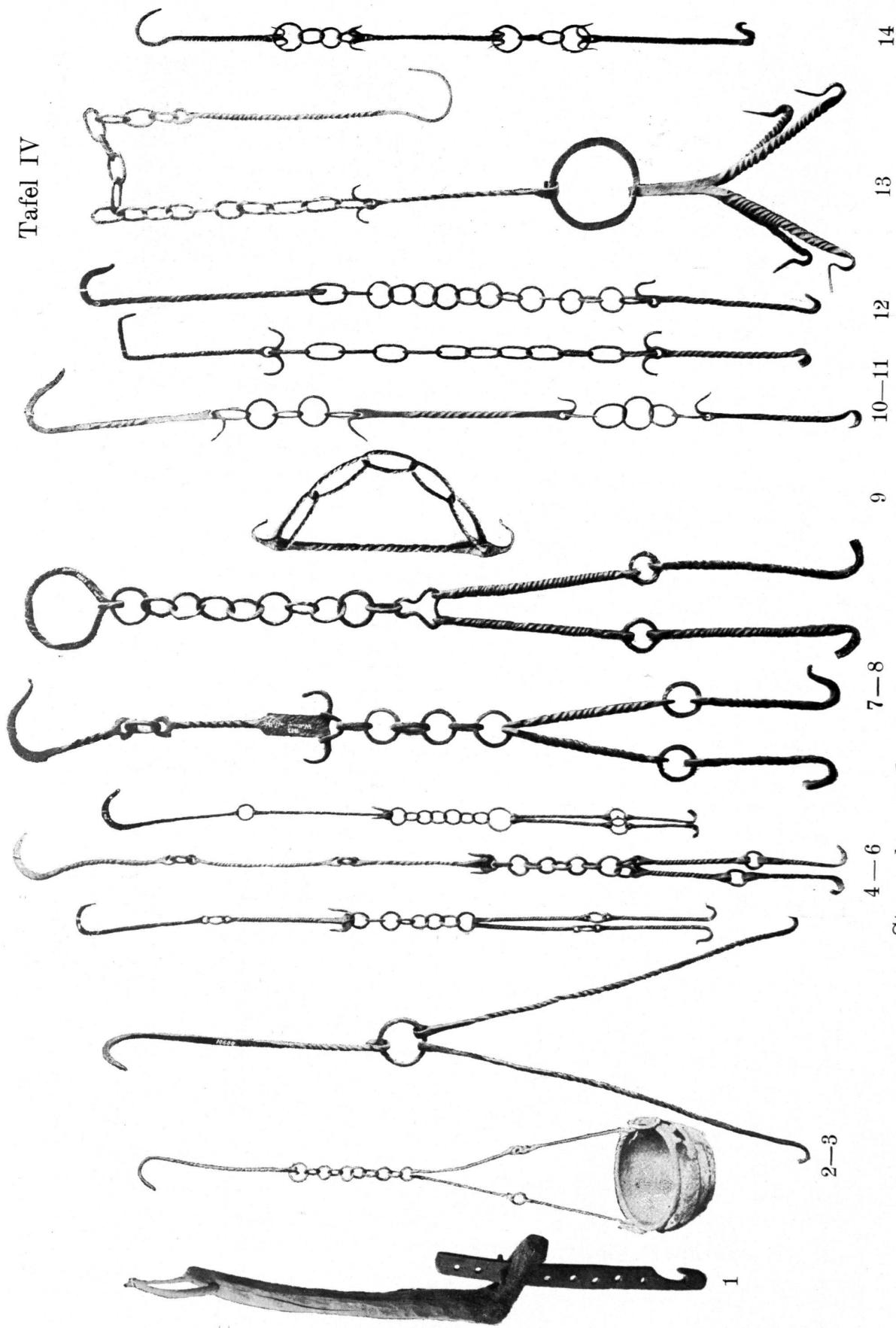
Exemplar aus La Tène selbst besitzt mit dem dazu gehörigen Bronzekessel das Museum von Neuenburg. In La Tène wurden überhaupt nach Gross<sup>1)</sup> mehrere Crémaillères gefunden, auch in der Zühl. So besitzt das Berner Museum drei offenbar dieser oder spätestens der römischen Zeit angehörende Ketten, welche bei der Juragewässerkorrektion gefunden wurden (siehe Tafel IV, Fig. 4—6). Neben diesen langen Ketten, deren Eisenstäbe eine Totallänge von 82 cm erreichen, wozu noch 10 Eisenringe kommen, beschreibt Vouga<sup>2)</sup> noch ein kleineres Stück aus La Tène mit nur einem Ring zwischen den drei gedrehten Eisenstäben. Ganz ähnlich diesen Ketten der La Tène Zeit sind dann römische Kesselketten, die wie die im Landesmuseum befindliche aus Wattwil stammende, nur etwas reicher gegliedert sind (vier sich folgende mit einer Kette von sechs Ringen verbundene gedrehte Stangenstücke) aber sonst die genau gleich schöne Schmiedearbeit zeigen wie die von La Tène. Auch sie haben unten zwei Arme, wo die Haken in die zwei Ösen des Kessels passen. Auch von verschiedenen Kastellen des Limes sind nach Lauffer<sup>3)</sup> solche römische Kesselketten bekannt.

Aus dem Mittelalter werden Kesselketten erwähnt aus der Zeit Karls des Grossen im Capitulare de Villis im Jahre 816, in England in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Auch Wolfram v. Eschenbach erwähnt sie im Willehalm. Von Pavia sind sie 1320 beschrieben, und in den spätern Jahrhunderten sind sie ebenfalls überall im Gebrauch. Das historische Museum in Basel besitzt ein Stück einer eisernen Herdkette aus der im Jahre 1356 zerstörten Burg Waldegg im Leimental.

Sehr schöne, dem 15. Jahrhundert angehörige Exemplare finden sich in einem Kamin aufgehängt im Schlosse von Chillon. Später nahm der Kesselhacken auch noch andere Varianten der Form an, die uns hier nicht näher interessieren.

Neben diesen eisernen Ketten existierten wohl schon in frühester Zeit hölzerne Kesselhaken. Wenn Brenner sich äussert, die Verwendung hölzerner Kesselhaken werde

<sup>1)</sup> V. GROSS, *La Tène un Oppidum-helvète*. Paris (1886), p. 44 u. pl. VIII, fig. 3; DERS., *Les Protohelvètes*. Berlin (1883), pl. VIII. — <sup>2)</sup> VOUGA, *Les Helvètes à la Tène*, Neuchâtel (1885), p. 26. Pl. XVIII, fig. 17. — <sup>3)</sup> O. LAUFFER, *Herd und Herdgeräte in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit*. MITTLGN. AUS DEM GERMANISCHEN NATIONALMUSEUM Jahrg. (1901), p. 24.



Stammbaum der Kesselketten (Crémaillères)

- 1. Holzcrémaillère, Evolena, Sammlung f. Völkerkunde, Basel
- 2-3. La Tène, Museum Neuchâtel
- 4-6. La Tène oder römisch (Juragewässer Korrection) Hist. Museum, Bern
- 7-8. römisch, Landesmuseum Zürich
- 9. Burg Waldegg (14. Jahrhundert) Hist. Museum, Basel
- 10-11. Lenk
- 12. Grindelwald } Hist. Museum, Bern
- 13. Somvix }
- 14. Arolla, Sammlung f. Völkerk., Basel

durch europäische Stämme wie Letten und Huzulen bewiesen, so können wir hier auch für diesen Beweis das Val d'Hérens beifügen, wo ich aus Villa einen solchen sehr primitiven hölzernen Kesselhaken erhielt. Er besteht (vergl. Tafel IV, Fig. 1) aus einem roh zugeschnittenen, unten knieförmig abgebogenen teilweise noch berindeten Aststück, in welchem eine schlitzförmige Öffnung einem geraden mit 9 Löchern und am untern Ende mit einem hölzernen Haken versehenen Holzstück die Möglichkeit des Einstellens auf die gewünschte Länge durch einen eingesteckten Knebel gibt. Die Länge des obern Holzstückes beträgt 60 cm, des knieförmig abgebogenen 18 cm, des gelochten verschieblichen untern Stückes 52 cm, Breite 4,5 cm. Auch im Val d'Anniviers sind, wie mir an Ort und Stelle angegeben wurde, noch hölzerne Crémaillères im Gebrauch, die ein etwas anderes System repräsentieren, indem in zwei parallelen Hölzern spitze Zacken des einen in entsprechende Löcher des andern eingreifen.

Es ist sehr wohl möglich, dass die hölzerne Crémaillère noch an die Wurzel der eisernen zu setzen ist und dass sie in ähnlicher Form vor der Eisenzeit als Herdgerät bis in die Neolithik heraufreicht. Bei Agnoscierung von Holzstücken unbekanntes Gebrauchs wäre bei künftigen Pfahlbaugrabungen an diese Möglichkeit zu denken.

Der ganze Stammbaum der Kesselkette wird auf Taf. IV illustriert, wobei ich den Herren Direktor Wegeli vom hist. Museum in Bern, Dr. Viollier in Zürich, Dr. Vischer und Dr. Burckhardt vom hist. Museum in Basel für Überlassung der Photos meinen besten Dank sage.

#### Felljacke, Messer, Schaber, Scheere.

Neben den bis jetzt mehr entwicklungsgeschichtlich und systemweise besprochenen Gegenständen altertümlicher Art und Provenienz, seien noch kurz einige einzelne Objekte aufgeführt, die ebenfalls einen sehr archaischen Eindruck machen.

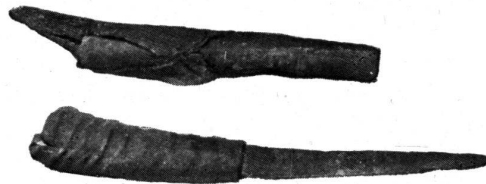
Felljacke. Jacke aus gelb und schwarzem Ziegenfell mit langen Ärmeln, wie sie früher die Hirten auf den Alpen des Val d'Hérens bei kalter und schlechter Witterung trugen, wie sie aber seit Jahrzehnten obsolet geworden sind. Die Jacke, 75 cm lang, mit den Haaren nach aussen, innen mit grober Sackleinwand gefüttert, gab wohl ausgezeichneten

Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Die ethnographischen Parallelen, hier gegeben durch die Notwendigkeiten eines ähnlichen Milieu, des Hochgebirges und des hohen Nordens, ergeben sich massenhaft, wenn wir an die ähnlichen Pelz-



43. Pelzjacke der Hirten, Val d'Hérens  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

kleider denken, wie sie die primitiven Völker der Arktis gebrauchen, die Eskimos, Lappen, Samojuden und die sibirischen Arktiker (Fig. 43).



44. Wettstein und Messer mit Griff aus Ziegenhorn.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.



45. Messer mit Hirschhorngriff aus dem bronzezeitlichen Pfahlbau Mörigen.  
Museum Schwab, Biel.

Diese Pelzkleider der der Witterung besonders ausgesetzten Hirten, die früher wohl sicher viel verbreiteter im Gebirge waren als jetzt, finden sich auch noch in den faunartigen Gewändern aus Ziegenfell der Hirten der Appenninen.

Solche Gestalten mögen wohl Böcklin Anstoss zu seinem Gemälde gegeben haben, wo Pan einen Hirten erschreckt.

Messer. Eine archaistische Technik, wie sie in ähnlicher Weise auf die Zeit unserer Pfahlbauer zurückgeht, zeigen dann Messer, wie sie noch selten in Evolena und Umgebung vorkommen, deren Griff aus Ziegenhorn besteht, wie bei den erstern aus Hirschhorn und z. B. bei den Eskimos heute noch aus Rentierhorn. So hat auch ein Wetzstein noch einen Griff aus Ziegenhorn. Solche Messergriffe kamen, wie mir ein Mann aus der Pruntrutiger Gegend mitteilte, in seiner Jugendzeit im Ajoie noch häufig vor, dürften jetzt aber auch verschwunden und obsolet sein wie in Evolena. (Fig. 44 und 45.)

Schaber. Ein hoch prähistorisches Gerät, ja eines der ältesten menschlichen Instrumente, aus früh-paläolithischer Zeit seinen Stammbaum herleitend, ist ein Objekt, welches ich bis jetzt noch nie gesehen hatte, ein Schaber, ein Raccoir, wie es der Eigentümer, ein Mann von Haudères, nannte, allerdings in modernerer Form. Dieser Schaber besteht aus einem unregelmässig viereckigen Stück (12 : 8,5 cm) von starkem, am untern Rande etwas geschärftem Eisenblech, welches mit breiter Dülle an einem 32 cm langen drehrunden Griff befestigt ist. Zur weitem Befestigung der Dülle am Griff dient noch ein herumgewundener Streifen Horn von einem Kuhhorn stammend. An der Basis des Griffs ist das Hauszeichen angebracht. (Fig. 47 a, p. 357.)

Dieser Schaber wurde, wie mir der Hauseigentümer sagte, früher bei den Hausschlachtungen gebraucht, um die Häute vom Fett zu befreien, ist also ein wirklicher Schaber in der paläolithischen Bedeutung des Wortes.

Er findet aber auch als eisernes Raccoir eine prähistorische Parallele, auf die mich Herr Dr. Viollier im Landesmuseum aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hatte.

Es findet sich dort ein Raccoir aus La Tène, ebenfalls aus Eisen, ungefähr mit gleichem Quadratinhalt, nur ist das Stück Eisenblech hier nicht platt, sondern löffelförmig konkav gebogen; ein seitlicher Dorn am Hals griff genau wie bei Sensen aus La Tène im Holz ein, was auf einen längeren Holzstiel schliessen lässt (Fig. 46).

Das interessante Instrument eignete sich zweifellos ebenfalls vortrefflich zum selben Zwecke.

Dieser Schaber aus Haudères dokumentiert auch wieder die Walliser Wirtschaftsform, wo eben alles mit fast völliger Ausschliessung der Handwerker und des spezialisierten Gewerbes, im Hause selbst von der Familie hergestellt wurde, also auch das Zubereiten der Tierhäute.

Die nächsten heutigen ethnographischen Parallelen zu unserm Schaber haben wir in den in der Form ungemein variierenden Weibermessern, Schabern oder Ulo's der Eskimo,



46. Schaber von La Tène. Landesmuseum Zürich.

mit denen die Weiber die Seehunde sowohl zerlegen als die Häute schaben. Auch hier eine meist unten etwas leicht konvex gestaltete Klinge aus Eisen, früher aus Stein, die entweder direkt oder durch Mittelstück in einen meist hölzernen, früher auch aus Knochen gefertigten Handgriff eingelassen ist.

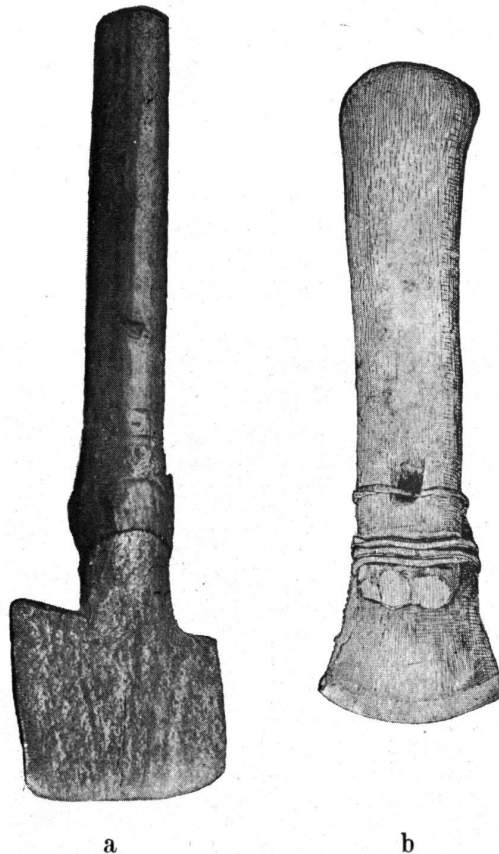
Ganz direkte Parallelen finden wir im Werk von Mason <sup>1)</sup>, wo auch neben löffelförmigen Schabern solche von den amerikanisch-arktischen Eskimos aus Alaska abgebildet sind mit geradem 18 engl. Zoll langem Stiel aus Holz- oder Rentierhorn, in den unten eine irregulär viereckige Klinge aus Stein oder Eisen eingelassen ist (Fig. 47).

Wir sehen also auch in diesem einfachen und doch altertümlichen Geräte von Haudères eine Reliktenform mit direkter prähistorischen und ethnographischen Parallelen.

Scheere. Als letztes Objekt, welches seit der la Tène-Periode in Form und gewiss wohl auch im Gebrauch völlig

<sup>1)</sup> T. MASON, *Aboriginal Skin Dressing*. Smithsonian Institution, REPORT OF THE NATIONAL MUSEUM (1888—1889), plate LXXI fig. 1 a LXXX fig. 3.

unverändert geblieben ist, müsste noch die heute nicht nur im Wallis, sondern weit verbreitete Scheere angeführt werden, wie sie zum Scheeren der Schafe gebraucht wird. (Fig. 48). Sie entspricht, wie Figur 48 zeigt, in einem Exemplar von Haudères (die Scheere wurde in Sitten gekauft, wohin sie durch Import gelangte) durchaus der von Gross<sup>1)</sup> und Vouga<sup>2)</sup> abgebildeten Scheere aus La Tène, wie solchen aus römischer und Völkerwanderungszeit.



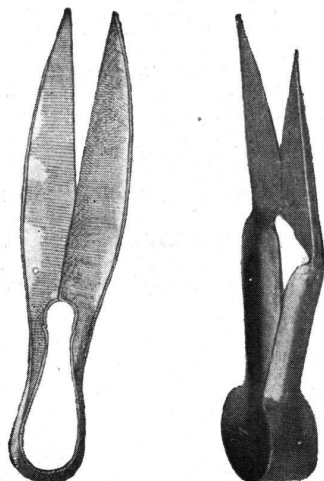
a  
b

47 a. Schaber aus Haudères bei Evolena.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.  
b. Schaber der Eskimo von Alaska.  
Nach Mason.

#### Hausbau.

Bei den so mannigfachen ergologischen Beziehungen des Wallis zu früheren und primitiven Kulturzuständen ist es wohl kaum verwunderlich, wenn wir auch im Haus und Hausbau altertümliche Züge finden. Von einem Zentralstück des Walliser Wohnhauses wie der Sennhütte, vom Herd resp.

<sup>1)</sup> V. GROSS, La Tène un Opp. Helv., pl. VIII fig. 3. — <sup>2)</sup> VOUGA, l. c. pl. XIV fig. 9.



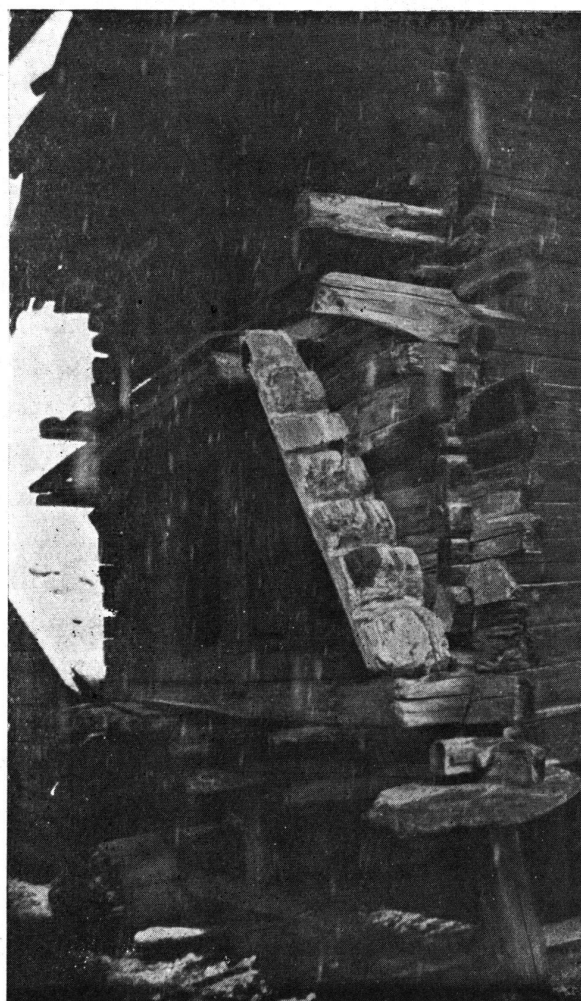
a

b

48 a. Scheere von La Tène. Museum Neuenburg.

b. Scheere von Haudères.

Sammlung für Völkerkunde, Basel.



49. Kerfbalken als Treppe. Ayer, Val d'Anniviers. Phot. L. R.

dessen Repräsentanten, dem Kesselhaken, der oft ein wahres Prunkstück darstellt, war oben schon die Rede. Ohne hier auf weitere Einzelheiten des Walliserhauses einzugehen, sei hier nur auf zwei altertümliche Reste hingewiesen mit reichlichen ethnographischen und prähistorischen Analogien.

Das eine ist der Kerbbalken statt der Treppe, d. h. die Anordnung, dass statt der Treppe einfach an einem schräggestellten dicken Balken durch tiefe Einkerbungen Stufen hergestellt werden. Ein solcher Kerbbalken (30 cm breit) führt z. B. in Ayer im Val d'Anniviers (auch in Grimenz existieren noch solche) bei einem Speicher vom Parterre in's Obergeschoss und enthält sechs Stufen (Fig. 49). Es kommen



50. Pfahlbau-Speicher mit Kerbbalkentreppe. Riontal, Kaukasus.

Phot. v. C. Keller.

überhaupt im Val d'Anniviers in verschiedenen Dörfern noch solche Treppen vor, doch immer nur an Speichern, nicht an Wohnhäusern. In andern Walliser Tälern erinnere ich mich nicht, diese altertümliche Einrichtung noch gesehen zu haben, doch waren sie früher auch anderwärts noch gebräuchlicher als jetzt. Solche Kerbbalken sind auch heute noch im bernischen Dorfe Ersigen und seiner Umgebung wie in Ober- und Niederösch zu sehen.

Die ethnographischen Analogien dieser zweifellos sehr altertümlichen Einrichtung, die wohl auch schon bei den Pfahlbauern üblich war, sind reichlich. Im Kaukasus sind

solche Kerbbalken in etwas anderer Anordnung ebenfalls an auf Pfählen stehenden Speichern angebracht<sup>1)</sup> im Kodor und Rionthal (Fig. 50). Sehr verbreitet sind dann die Kerbbalkentreppen im Sundaarchipel, wo sie zum Verkehr zwischen den einzelnen Etagen der dortigen Landpfahlhäuser mit den



51. Pfahlbau mit Kerbbalkentreppe aus Celebes.

Phot. F. Sarasin.

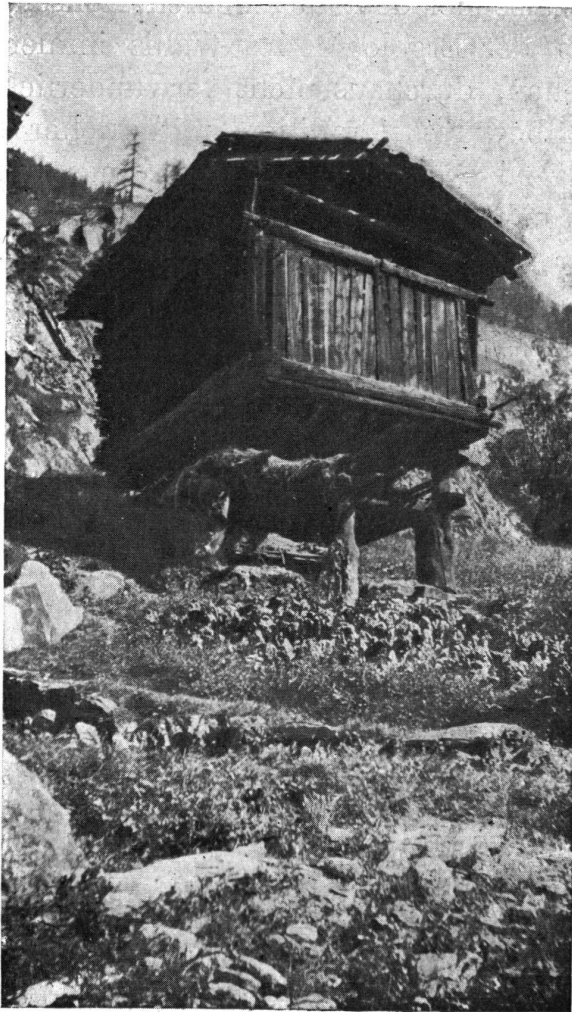
Leitern die Regel bilden. Ein gutes Bild eines solchen Kerbbalkens gibt die dem Sarasin'schen Reisewerk entnommene Abbildung eines Hauses am Fluss Továre in Zentral-Celebes<sup>2)</sup> (Fig. 51).

Wir finden in manchen Tälern des Wallis auch in der Bauart noch andere altertümliche Züge. Ich denke hier an die bekannten Walliser Speicher, die auf kurzen Holzsäulen mit den sog. Mäuseplatten stehen.

Es sind ja diese Speicher, wie sofort einleuchtet in der Tat kleine Pfahlbauten; wenn auch die Stützen, auf denen

<sup>1)</sup> C. KELLER, Studien über die Haustiere der Kaukasusländer. NEUE DENKSCHRIFTEN DER SCHWEIZ. NATURF. GESELLSCHAFT. Bd. 40 (1913), Taf. I. —  
<sup>2)</sup> P. u. F. SARASIN, Reisen in Celebes. Wiesbaden (1905), Bd. II, p. 91.

sie stehen, meist nur niedrig sind, gibt es meist auf Abhängen auch ganz gehörig hohe, oft auf ganzen Teilen von Baumstämmen ruhende und „zweistöckige“ Stützsysteme, so dass der Boden des Speichers bis über Mannshöhe über dem Erdboden ist (Fig. 52). Ich habe deshalb, ausgehend von der



52. Walliser „Pfahlbauspeicher“, Eisten, Lötschental.

Phot. L. R.

gewiss unbestreitbar richtigen Ansicht von P. Sarasin <sup>1)</sup>, dass Europa während der Neolithik und Bronzezeit nicht nur in Seen und Flüssen, sondern wie aus Analogie mit dem malaischen Archipel zu schliessen sei, auch auf dem trockenen Lande mit Pfahlhäusern bestanden war, schon vor Jahren

<sup>1)</sup> P. SARASIN, Über die Entwicklung des griechischen Tempels aus dem Pfahlhause. ZTSCH. F. ETHNOL. (1907), p. 61.

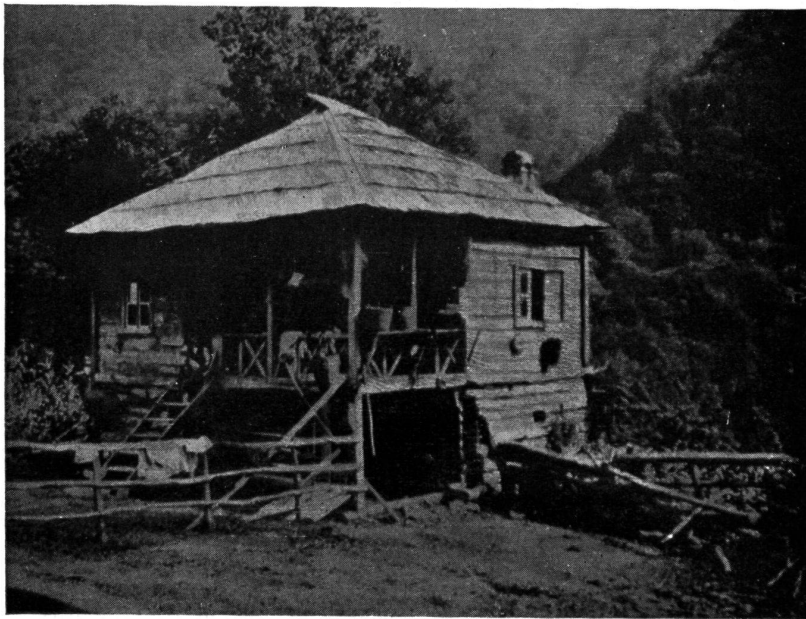
die Vermutung ausgesprochen<sup>1)</sup>, dass wir wohl im Walliser Speicher noch den letzten, jetzt noch lebenden Rest des neolithischen Pfahlbaus auf dem festen Lande zu erblicken haben. Das notabene vom Menschen bewohnte Pfahlhaus erhielt sich nach Sarasin in Europa bis etwa 1000 a. Chr. und zerstreut noch viel später, so in Ungarn noch zur Zeit der Kriege Trajans.

Es wäre also bei dem ungeheuren Konservatismus, den wir gerade in der Ergologie des Wallis immer wieder ausgesprochen sehen, durchaus nicht verwunderlich, wenn eine solche alte unbewusste Tradition mit solcher Bauart noch in Verbindung zu bringen wäre. Allerdings handelt es sich hier nicht um menschliche Wohnungen, sondern um Speicher, bei denen mir aber das Motiv, warum sie auf Pfähle gesetzt wurden nicht nur im Mäuseschutz durch Deckplatten (die übrigens oft fehlen) sondern tiefer zu liegen scheint. Auf der Alp Barneusa oberhalb Zinal, sowie auf Sorebois ruhen (wie ich ebenfalls schon hervorgehoben habe)<sup>2)</sup> einzelne der an der Peripherie der dort typischen Viehpferche stehenden Gebäude hinten auf der den Pferch umgebenden Steinmauer, vorn aber, und zwar auf ebenem Boden, auf dicken 1½ Mannshöhe hohen rohen Baumstämmen. Ein solches Halbpfahlhaus auf Barneusa wird nun noch, wie ich im Sommer 1915 wieder nachweisen konnte, über die Sommerzeit von der Hirtenfamilie bewohnt. Es soll, wie mir von Hirten der nächstliegenden Alpen versichert wurde, das einzige bewohnte Pfahlhaus sein und wurde als „Maison sur Colonnes“ als Besonderheit hervorgehoben. Auf die Frage nach dem Zwecke dieser Bauart für ein Wohnhaus wurde mir geantwortet, „pour être au-dessus des saletés“, also genau dieselbe Antwort, welche die eingeborenen Bewohner der Pfahlhäuser im Matannasee in Celebes den Herren Sarasin erteilten, auf die Frage, warum sie Pfahlbauten errichteten, wenn erstere sagten, „es sei wegen des Schmutzes“. <sup>3)</sup> Wir dürfen also in diesem bescheidenen Pfahlhaus einer entlegenen Walliseralpe den ehrwürdigen letzten ausklingenden Rest einer uralten in prähistorischem Boden ruhenden Bausitte unseres Landes sehen.

Eine heute noch lebende nicht allzuferne Parallele würde auch hier nicht fehlen und zwar typischer Weise wieder im

<sup>1)</sup> L. RÜTIMEYER, Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental, GLOBUS 91 (1907), p. 218. — <sup>2)</sup> L. c. p. 217. — <sup>3)</sup> P. u. F. SARASIN, Reisen in Celebes. Bd. I (1905), p. 306.

Gebiete eines Hochgebirges, im Kodor und Riontal des Kaukasus, ein weiterer Beweis, wie prähistorische Ergologien, so gut wie früher manche Vertreter der Tierwelt der Ebene sich vor dem andringenden Verkehr ins Gebirge zurückziehen und dort oft zu unserer grössten Überraschung noch weiter leben. Keller<sup>1)</sup> beschreibt nämlich alte Pfahlbauten, die er im Kodortale gesehen hatte, in deren Umgebung sogar noch das Torfrind und das Torfschwein unserer schweizerischen



53. Pfahlbauhaus aus dem Kodortal, Kaukasus.

Phot. v. Prof. Egger.

Pfahlbauten als altertümliches Staffage dienten. Er bildet allerdings Pfahlbauspeicher ab, aber eine selbstgemachte typische Photographie eines menschlichen Wohnhauses als Pfahlbau, bei dem eine Treppe zu den auf Pfählen stehenden, mit einer Art Vorlaube versehenen Wohnräumen führt, während der unterhalb zwischen den Pfählen liegende Raum grösstenteils nicht eingeschalt ist, verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Prof. F. Egger (Fig. 53).

Auch im etwas südlicher gelegenen Riontale, dem Gebiete des Kolchischen Phasis der Alten, bestehen heute noch, wie dies einst Hippokrates von dieser Gegend berichtet, von Menschen bewohnte Pfahlbauhäuser. Diese mingrelischen Pfahl-

<sup>1)</sup> C. KELLER, l. c. p. 7, Taf. I, fig. a und b.

häuser, die ebenfalls von einem überdachten Balkon umgeben sind, erwähnt v. Hahn<sup>1)</sup>, wobei als Motiv dieser Bauart Schutz vor Feuchtigkeit angegeben ist. Dabei stehen ebenfalls auf Pfählen korbartig geflochtene Behälter für Mais und andere Vorräte.

Ob der gegenwärtig „in den Weiden“ bei Thayngen in Untersuchung begriffene neolithische Pfahlbau ein Landpfahlbau war, oder, worauf der moorige Untergrund hinzuweisen scheint, halb oder ganz s. Z. in einem Sumpf oder See errichtet war, werden genauere geologische Untersuchungen aufzeigen.

### Masken und Maskengebräuche.

Ich habe 1907 eine Studie veröffentlicht<sup>2)</sup> über jene im Lötschental noch lebenden, einen überaus primitiven und wilden Charakter tragenden Masken und Maskengebräuche, welche wie ähnliche, je länger je mehr obsolet werdende Gebräuche, wie die Perchtenläufe, speziell die „schiachen“ Perchten, in Pongau und Pinzgau, überhaupt in den bayerischen und österreichischen Alpenländern, sich noch erhalten haben. Diese Gebräuche erscheinen uns, wie ich mich damals ausdrückte, wie Fetzen einer früher weithin verbreiteten Kulturschicht, die nun in Folge der erodierenden Wirkungen neuerer Kulturströmungen grossenteils verschwunden ist, einer Kulturschicht, deren ethnographisches Leitartefakt eben die Masken und die Maskengebräuche sind. Es war mir nun von Interesse, nach fast 10 Jahren an Ort und Stelle nachzusehen, ob diese alten Sitten im Lötschental sich noch erhalten haben. Dieses Tal ist jetzt, vom volkskundlichen Standpunkte aus muss man sagen leider, durch die Lötschbergbahn den weitesten Kreisen erschlossen, während es früher von drei Seiten nur über Gletscherpässe zugänglich, eines unserer abgelegensten Alpentäler gewesen war und wohl deshalb so viel altertümliches bewahrt hat. Die von mir im Sommer 1915 an Ort und Stelle vorgenommene Nachfrage ergab glücklicherweise, dass dieser uralte Volksbrauch mit Ausnahme von 1915, wo er wegen des Krieges verboten war (er war

<sup>1)</sup> v. HAHN, Bilder aus dem Kaukasus (1900), p. 277 und 329; DERS., Neue Kaukasische Reisen und Studien (1911), p. 10. — <sup>2)</sup> L. RÜTIMEYER, Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kt. Wallis), GLOBUS, Bd. 91 (1907), p. 201 u. 213 ff.

schon früher einmal von der Geistlichkeit als „heidnischer Gebrauch“ verboten gewesen, aber seit 1902 wieder gestattet worden) noch in alter Form durchgeführt wird, jeweilen Montag und Dienstag vor Aschermittwoch an den Nachmittagen, so besonders in Kippel und Blatten (Fig. 54).



54. Kostüm der Roitscheggeten, Blatten, Lötschental.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

Phot. Dr. Schönberger.

Die ledigen Burschen springen an diesen Tagen noch herum, angetan mit ihren meist vom Eigentümer selbst aus freier Hand ohne viel Vorzeichnung aus einem Arvenholzklotz geschnitzten Masken, die meist mit einem Gehänge aus Ziegenfell versehen sind, angetan mit schwarzen oder weissen Schaffellen, in der Hand einen Stock, wozu oft ein alter Flösserhacken dient, um den Leib einen Gürtel, an den Kuhglocken, Treicheln gehängt werden, die beim Herumspringen der Burschen, was unter Gebrüll „wie der Teufel oder wie ein Muni“ geschieht, laut schellen (Fig. 55). Früher schlossen sich Frauen und Kinder beim Herannahen der maskierten „Roitscheggeten“,

so genannt, weil man den Kindern sagte, sie kämen aus russigen Kaminen, in die Häuser ein, was jetzt noch besonders in Kippel zu geschehen scheint. Eventuell wurden die in die Häuser



55. „Maskentänzer“, Lötschental.

Phot. Dr. Schönberger.

dringenden Maskierten dort mit Fleisch und „Nidlen“ regaliert; gebettelt oder gar geraubt wird nicht, wie dieses früher bei den höchst interessanten Bräuchen der „Tüfel“ der alten Wiler Fastnacht<sup>1)</sup> der Fall war, wo das „Putzenrecht“ anerkannt war, eigentlich ein Recht auf Raub und Plünderung durch die Maskierten in Bäcker- und Metzgerläden. Auch das neuestens

<sup>1)</sup> H. BAUMBERGER, St. Galler Land, St. Galler Volk. Einsiedeln (1903), p. 109.

von Manz<sup>1)</sup> beschriebene Fleischstehlen der Sarganser Knabenschaften am Donnerstag vor Fastnachtsonntag gehört hieher.

Ein sehr interessantes, bis jetzt anscheinend unbekanntes, bei diesen Maskengebräuchen früher bis vor 30—40 Jahren



56. „Maskenspritze“ und gehörnte Maske, Kippel, Lötschental.  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

zur Verwendung gekommenes Objekt erhielt ich neulich aus dem Lötschental in Form einer Art von Spritze. Das alte Gerät, welches in seiner Primitivität zunächst fast als afrikanisches Ethnographicum imponierte, besteht aus einem konischen hohlen, 47 cm langen, mit seitlichem Griff versehenen Holzstück, in dessen röhrenförmiger Höhlung ein früher offenbar durch Lederdichtung geführter Spritzen-

<sup>1)</sup> W. MANZ, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes. Schweiz. Ges. f. Volkskunde, Basel (1916), p. 31.

stempel in Form eines zylindrischen Holzstabes auf und ab bewegt werden kann. Die Vorderfläche zeigt höchst typisch, dass das merkwürdige Objekt zu den Maskenbräuchen gehört, eine aus Leder hergestellte kleine Maske, ähnlich den grossen, mit Haarschnauz unter der Nase als Dekor. Die Spritze wurde, nach den mir gewordenen Informationen, früher ausschliesslich bei den Maskenumzügen gebraucht, um die in den verschlossenen Häusern zum Fenster hinaussehenden Frauen und jungen Mädchen zu spritzen (Fig. 56). Es kamen dabei verschiedene Flüssigkeiten zur Anwendung, wie aufgeschwemmter Kaminruss, Jauche und, wenn es zu haben war, Blut, welches letzteres wohl auf sehr alte Erinnerungen hinweist. Es scheint sich hier wohl um einen Fruchtbarkeitsritus durch Anspritzen der Frauen gehandelt zu haben, einen Ritus, dessen weite Verbreitung ja bekannt ist.

Was die Masken selbst betrifft, so konnte ich neben den früher schon von mir beschriebenen Typen <sup>1)</sup> einige neue sammeln. So zwei mit Ziegenhörnern versehene, eine angeblich zirka 100 Jahre alte von besonders sorgfältiger Arbeit und roter Bemalung, und zwei neuere, nicht aus Arvenholz, sondern aus Lerchenrinde geschnitzte, von denen die eine ebenfalls mit ausgeschnitzten Hörnern versehen ist. Eine sehr primitiv und wüst aussehende Rindenmaske aus Kippel ist aussen angekohlt, offenbar um so recht den Typus der „Roit-scheggeten“ (Rauch, Russ) zu markieren (Fig. 57). Tiermasken, wie im bayrisch-österreichischen Alpenland, kommen im Lötschental nicht vor. Aus andern Wallisertälern war es mir trotz vielfacher Nachfrage seit Jahren nicht möglich, Masken nachzuweisen. Wohl aber scheinen Holzmasken von ähnlicher Primitivität und Wildheit, wie ich einer mündlichen privaten Mitteilung entnehme, in einigen Dörfern am Fusse des Pilatus vorzukommen oder noch vor kürzerer Zeit vorgekommen zu sein. Im übrigen sei über das Vorkommen von Masken in der Schweiz auf den Aufsatz von E. Hoffmann-Krayer <sup>2)</sup> verwiesen. Die neuesten von Manz <sup>3)</sup> aus dem Sarganserlande, Flums, Berschis, erwähnten und abgebildeten Holzmasken — Fastnachts-„Butzi“-Masken — von denen das Basler Museum für Volkskunde ebenfalls wie von den Lötschentalern eine an-

<sup>1)</sup> l. c. vergl. die farbige Tafel. — <sup>2)</sup> E. HOFFMANN-KRAYER, Einige schweiz. Masken und Maskenbräuche. DIE SCHWEIZ, Jahrg. 1 (1897), p. 506. —

<sup>3)</sup> l. c. Tafel I—V.



Masken der Roitscheggeten, Blatten und Kippel, Lötschental  
Sammlung für Völkerkunde, Basel



Masken der Roitschegeten, Blatten und Kippel, Lötschental  
Sammlung für Völkerkunde, Basel

sehnliche Sammlung besitzt, sind im Ganzen viel moderner und glatter gehalten. Einige stellen hier Tiermasken dar. An die Lötchentaler punkto Wildheit erinnert dann wieder die „Gemeindelarve“ von Wallenstadt.

Bei erneuten Nachfragen über den Ursprung dieser Maskenbräuche im Lötchentale, wurde mir von alten erfahrenen Leuten übereinstimmend mit den vor ca. 10 Jahren gesammelten Berichten gesagt, man nehme an, dass sie von den „Schurtendieben“ herkommen, die angeblich etwa im



57. Angekohlte Maske aus Lerchenrinde (Kippel).  
Sammlung für Völkerkunde, Basel.

15. Jahrhundert im „Dietrich“ hausten, einer kleinen Waldlichtung in den Wäldern der Südseite des Lötchentales, gegenüber dem Ostausgang des Dorfes Wiler. Es sind dort jetzt noch Mauerreste alter Hofstätten vorhanden. Schurte heisst kurzer Rock, und der Name Schurtendiebe dürfte wohl herrühren von den kurzen Schaf-Pelzen, wie sie heute noch von den Maskierten getragen werden. Weiter wird berichtet, wie diese Schurtendiebe mit Holzmasken versehen, nächtlicherweise in die Dörfer einbrachen und Korn und anderes raubten

und stahlen. Sie wurden geschildert als eine organisierte Räuberbande, in deren Bund nur aufgenommen wurde, wer bei einer bei Blatten gelegenen Stelle den wilden Talbach, die Lonza, mit einer Last beladen, überspringen konnte.

Der „Dietrich“ soll die Stelle des Tales sein, wo sich in der Vorzeit die ersten Löttscher ansiedelten.

Ich möchte also nochmals auf Grund der neuen Informationen, sowie auf demjenigen meiner frühern Ausführungen und herbeigezogenen reichlichen europäischen und aussereuropäischen Parallelen meine damals geäußerte Auffassung bestätigen, dass wir es hier bei dieser wie ein alter Findlingsblock in unsere Kultur ragenden Erscheinung in jener legendarischen „Räuberbande“, von der die heutigen Maskenbräuche direkt abzuleiten sind, mit Riten von Geheimbünden und Altersklassen zu tun haben. Die Mitglieder dieser Verbindungen lebten wohl im gewöhnlichen Leben unter ihren Angehörigen in den Dörfern, hatten aber in den Wäldern ihre Mysterien und Versammlungsplätze (vergl. die Männerhäuser Melanesiens, das Knabenhaus der Sarganser Knabenschaften (Manz)<sup>1)</sup> etc.) und machten von hier aus unter dem Schutze verhüllender Masken (Masken stehen im Zusammenhang mit der Dämonenwelt) vielleicht ursprünglich auch in Verbindung mit manistischen Vorstellungen zu gewissen Kultzeiten, mit Geistergewalt versehen, ihre Plünderungszüge in die Dörfer. Die Einzelheiten des Bildes, die Masken, der Lärm (gewöhnliche Diebe pflegen ihre Anwesenheit nicht durch Läuten mit Kuhglocken anzuzeigen!), die Flucht der Frauen und Kinder, das früher übliche Rauben und Plündern, die Organisation, der nur ledige Burschen angehören dürfen, entspricht, abgesehen von ähnlichen noch vielfach erhaltenen europäischen Knabenschaften und Maskenbräuchen durchaus den weitverbreiteten westafrikanischen und melanesischen Geheimbündenbräuchen. Wir brauchen nur statt Kamerun, Neu Pommern oder Banks Inseln Löttschenthal zu setzen, um sofort die gleiche, einen grossen Teil der Erde umspannende Kulturschicht zu erkennen.

Von Fruchtbarkeitsriten, wie sie mit diesen Bräuchen so vielfach verbunden waren, lässt sich ausser jenem Gebrauch der Spritze gegenwärtig nichts mehr erkennen. Speziell ist die sonst öfters nachweisbare Anschauung, dass bei Auftreten zahl-

<sup>1)</sup> l. c. p. 5.

reicherer Maskierter etwa die Ernte besser würde, völlig unbekannt.

Wie weit solche Maskenbräuche auch in unserem Europa in uraltem Boden wurzeln, ist erst in den letzten Jahren klar geworden durch Abbildungen maskierter Menschen, die vor allem Breuil<sup>1)</sup> aus paläolithischen Fundorten aus Südfrankreich und Spanien beschrieben hat. Es finden sich hier auf Stein und Knochen Maskierte, meist Tiermasken, deutlich dargestellt.

Welche Schlüsse dürfen wir nun aus den oben besprochenen Parallelerscheinungen von primitiven Objekten und Gebräuchen aus dem Wallis und solchen der Prähistorie oder gegenwärtiger fremder ethnographischer Provinzen ziehen? Haben wir hier gewisse Convergengerscheinungen anzunehmen, selbständige Entstehung infolge ähnlichen Milieus oder gleichartig vorhandenen äussern Materiales, entsprechend den von Bastian angenommenen menschlichen Elementargedanken, oder handelt es sich um ergologische Kulturzusammenhänge durch direkte Übertragung im Laufe der Jahrtausende? Es sind dies ja die bekannten, so vielfach diskutierten Zentralprobleme der vergleichenden Ethnographie. Obschon nach meiner Ansicht bei der Deutung von Objekten der materiellen Kultur beide Möglichkeiten vorhanden sind und eine selbständige Entstehung an verschiedenen Stellen der Erde zu verschiedenen Zeiten der geschichtlichen menschlichen Entwicklung in jedem Einzelfalle zu erwägen ist, wird doch wohl sicher die Übertragung durch Kulturzusammenhänge, Wanderungen und Völkerbewegungen und somit eine direkte Kontinuität der Herstellung und des Gebrauches solcher Objekte in weitaus der Mehrzahl der Fälle das wirklich erklärende Moment sein. Selbstverständlich braucht mit dieser ergologischen Kontinuität nicht zugleich eine anthropologisch-somatische einherzugehen. Wie weit solche ergologischen Wanderungen und Übertragungen von Geräten und Formen gehen können, darauf hat unlängst v. Luschan<sup>2)</sup> hingewiesen, wenn er

1) CAPITAN, BREUIL, BOURRINET, PEYRONI, Observations sur un bâton de commandement orné de figures animales et de personnages semi-humains, REVUE DE L'ÉCOLE D'ANTROPOLOGIE DE PARIS (1909), p. 72, Fig. 11. Vergl. auch WEULE, Ein Ausflug in die Diluvialhöhlen Nordspaniens, JAHRB. D. STÄDT. MUS. F. VÖLKERKUNDE ZU LEIPZIG Bd. 6 (1913/14), p. 99 Abbildg. 12. — 2) v. LUSCHAN, Prähistorische Zusammenhänge zwischen Europa und dem tropischen Afrika, KORRESPBL. DER D. GES. F. ANTHROPOL., ETHNOL. U. URG. (1911), p. 65.

aufzeigt, wie erzgegossene Armbänder, Schwerter und Spiralornamente aus Adamaua und Kamerun in ihrer Form an die alte europäische Bronzezeit erinnern und wie im tropischen Afrika noch Formen vorhanden sind — ich möchte hier auch an gewisse Holzbecherchen vom Kassai erinnern, die genau solchen aus Hirschhorn unserer Pfahlbauten gleichen — die bei uns schon vor Jahrtausenden durch andere verdrängt wurden.

Diese Dinge haften, wenn sie in die ungeheuer konservative Ergologie primitiver oder abgelegener Volksstämme, besonders auch der Gebirgsgegenden, gelangt sind, Jahrtausende lang zäh und unveränderlich fest.

So möchte ich für das Besprochene in erster Linie annehmen, dass die vorliegenden, aber bei den heutigen Verkehrsverhältnissen in raschem Verschwinden begriffenen und deshalb in den Archiven der Museen sorgfältig zu sammelnden Objekte primitiven und archaistischen Charakters ihre Wurzeln tief in den Urgrund der Prähistorie hineinsenken. Sie flößen dem aufmerksamen Beobachter, wenn er sie auf dem Boden unseres eigenen Landes gewahrt, bei all ihrer Unscheinbarkeit ein Gefühl einer gewissen Ehrfurcht ein, welches, ich möchte fast sagen demjenigen etwas ähnlich ist, wenn er beim Besuche eines primitiven Menschenstammes der Tropen — ich denke hier persönlich an die Weddas in Ceylon — sich plötzlich den Anfängen aller menschlichen Kultur direkt und unvermittelt gegenübergestellt sieht.

---